Bibliothek

auserlesener

Romane und Erzählungen

Deutschlands.

Siebenter Theil.

Enthaltend: Die Familie von Halden. Zweiten Theils erste Abtheilung.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger.
1828.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Nun überhäufte die Kammerherrin ihn mit Vorwürfen, und mit den allerseltsamsten. Sie nannte ihn den Verführer ihrer Tochter. „Ja," rief sie; als Emilie des schlechten Menschen, Seibolds, Frau nicht werden sollte, — Freude und Ehre an meinen Kindern gönnt man mir nicht! — ja, da wurde sie als Mätresse an den Fürsten verkuppelt, und Karl mußte vom Hofe weg, weil der Ehre im Leibe hat und seine Schwester nicht für Sündengeld verkaufen wollte."

Der Major stieß in der Wuth die tollsten Flüche aus, und konnte sich kaum enthalten, Hand an seine Schwägerin zu legen. Er verließ in aller Geschwindigkeit das Haus, weil er seinem Zorne nicht länger trauete. Aber auf dem Pferde überlegte er die Worte seiner Schwägerin genauer, und sie fielen ihm schwer auf das Herz. „An den Fürsten als Mätresse verkuppelt! Karl hatte den Hof verlaßen müßen, weil er das nicht leiden wollte!" (Das schien den Major bei jedem Menschen, sogar bei Karln, sehr natürlich.) Der Fürst gegen die Heirath mit Selenbergen! Dessen Kammer=

diener die Triebfeder in der ganzen Begebenheit! Das Alles schien dem Major Zusammenhang zu haben. „Herr Gott!" rief er, und ließ den Zügel fallen; „wenn sie mich betrogen hätten! wenn Emilie, wenn meines Vaters Enkelin, meines Bruders Tochter . . ." — Er schrie laut auf, gab dem Pferde die Sporen und flog nach Hause. Hastig stieg er ab, polterte die Treppe hinauf, stürzte in das Zimmer, warf Mütze, Peitsche und Handschuhe auf den Tisch, und rief: „Da erbarme sich Gott!" — „Was ist's denn?" fragte alles; „hat sie ihre Einwilligung gegeben?"

Der Major, der jezt nur an Emilien dachte, antwortete: „ja, Kinder, leider muß ich es glauben! — In solche Schande gewilligt! Aber ich willige nicht ein, bei dem großen Gott! ich nicht! in Ewigkeit nicht! Sie sollen mich von der Himmelsthür wegstoßen, wie einen Hund, wenn ich einwillige. Und wenn es der Graf erfährt, so bist du um Louisen, das sag' ich dir!"

Niemand verstand den Major, und Alle wurden mit jedem Worte unruhiger; indeß man mußte ihn ausreden laßen. Endlich nannte er den Namen Emilie. Jezt wurde Seibold blaß. Er fing an zu fragen, und brachte bald heraus, was der Major eigentlich wollte. Alle erstarrten; nur Seibold nicht. Er sagte ganz ruhig: „es ist nicht wahr!" Nicht lange, so ging er zum Zimmer hinaus, steckte Geld ein, und

nahm den Weg zu der Residenz, der auch nach Waldengrund führte.

Von Zeit zu Zeit versuchte Hennig, sich Gehör zu verschaffen; allein er mußte sich gedulden, da der Major noch nicht antworten konnte. Als man endlich zu Tische gehen wollte, war Seibold nicht zu finden. Man achtete nicht darauf, da er öfters ausblieb, wenn er sich bei Spaziergängen zu weit von Sollingen entfernt hatte; doch als er am Abend wieder fehlte, wurde man unruhig. Als er auch um zehn Uhr noch immer nicht da war, fiel jeder darauf, daß er zu Emilien gegangen seyn müßte; und Alle legten sich ruhig zu Bette.

Unterdessen war der Kammerherr bei dem Grafen gewesen, und hatte mit aller Feierlichkeit um Louisen für Karln angehalten. Der Graf antwortete auf seinen Antrag mit der größten Höflichkeit, und sagte ihm dabei, daß auch der Major für Hennigen geworben hätte. Der Kammerherr war auf diese Nachricht vorbereitet; er zuckte daher mit einer zweideutig lächelnden Miene die Achseln, und sagte: „mein Bruder mag seine Absichten haben; allein ich würde, wenn ich auch keinen andern Sohn mehr hätte, meinem jüngsten dennoch nie meine Einwilligung zu dieser Heirath geben, und zwar aus Freundschaft für Sie und Ihre schöne Tochter. Es hat mit meinem jüngsten Sohne eine ganz eigene Bewandtniß. Für jezt muß sie noch ein Geheimniß bleiben; aber leider wird es sich damit bald von selbst aufklären.“

Diese Worte, welche der Kammerherr auswendig gelernt hatte, machten den Grafen stutzig; er suchte das aber zu verbergen, und sagte: „meine Tochter scheint mehr Neigung zu Ihrem jüngern Sohne zu haben, als zu dem ältern.“ — „Die arme Gräfin!“ erwiederte der Kammerherr mitleidig und geheimnißvoll. „Freilich, mein Bruder muß die Verbindung wünschen, und wahrscheinlich wird er eilen, sie zu Stande zu bringen.“ — Der Graf stutzte noch mehr; denn der Major hatte wirklich auf schnelle Vollziehung der Heirath gedrungen. Indeß ließ er sich davon nichts merken, und versprach den Vorschlag zu überlegen. Er war dabei sehr freundlich; jezt befand er sich ja in der glücklichen Lage, negociren zu können! Kaum war der Kammerherr wieder weg, so sezte der Graf sich sogleich nieder, und arbeitete einen Brief aus, worin er den Major bath, vorläufig bei den Eltern seines Neffen ihre Einwilligung zu der bewußten Heirath nachzusuchen, indem die Präliminarien erst in Richtigkeit seyn müßten, ehe man sich weiter einlaßen könnte. Daß der Kammerherr für Karln angehalten hatte, verschwieg er.

Das Fräulein erzählte nun bei jeder Gelegenheit die seltsamsten Dinge von Hennigen, und hielt Karln die schönsten Lobreden; aber zu ihrem Verdruße machte Beides auf den Grafen sehr wenig Eindruck: er lächelte nur, weil er daran dachte, daß weder das Fräulein noch seine Tochter, weder des Majors noch des Kammerherrn Familie wissen würden, was

seine Absicht wäre. „Staatsklugheit, liebes Fräulein Cousine!" sagte er, wenn sie um sein Urtheil in ihn drang.

Das Fräulein fing an zu fürchten, daß er für Hennigen sei, und schrieb einige Worte an die Kammerherrin; um ihr von der Gefahr Nachricht zu geben. Als die Mutter den Inhalt dieses Billets mit dem, was der Kammerherr erzählt hatte, zusammen hielt, gerieth sie in wirkliche Hitze, und kam auf die seltsamsten Einfälle, ihren Plan auszuführen.

Karls Spion in Sollingen, der Bediente, welcher das Essen auftrug, wußte das Geheimniß des Majors schon. Er hatte, als mit Hennigen über Louisen verhandelt worden war, gelauscht, und dabei gehört, daß Hannchen des Majors Tochter war. Diese Nachricht gab er dem Kammerjunker gerade am heutigen Morgen.

Schlag auf Schlag! und immer einer noch ärger, als der andere! Nun hatte der Major sogar eine Tochter, und Hennig trat wieder in seine Erbrechte! Das Unglück war unaussprechlich groß; doch eben in diesem Unglücke fand die Kammerherrin auch Hülfe. Hannchen mußte also den Major beerben. Daß sie seine Tochter war, hatte man verschwiegen, um Hennigen das Vermögen seines Vaters zu sichern: das ließ sich, meinte die Kammerherrin, an den Fingern abzählen. Und nun stand der abscheuliche Hennig, der seinem Bruder einen großen Theil der Erbschaft nehmen wollte, ihm so gar auch bei der reichen Gräfin Louise im Wege. „Ich

sehe, was er will," sagte die Mutter mit verstecktem Grimme: „verderben will er dich, Karl, und mich unglücklich machen. Aber ich" . . . — Sie hielt einen Augenblick inne. Der Genius der menschlichen Glückseligkeit, der Eltern- und Kindesliebe, trat warnend vor sie hin; doch vergebens. — „Ja," fuhr sie fort; „er verdient es nicht besser. Ich will, ich muß. Er soll sehen, Karl, daß ich deine Mutter bin!"

Sie ließ den Justizamtmann rufen, und blieb eine Stunde mit ihm allein. Dann ging ein Brief nach Sollingen ab. Als die Mutter die Antwort bekam und sie las, wurde sie bei einigen Stellen blaß, zitterte, und vergoß sogar eine Thräne. Einige Minuten saß sie schweigend, in sich versunken da, und betrachtete Karln verschiedene Male, doch nur verstohlen. Endlich sprang sie mit wilder Aengstlichkeit auf, drückte Karln heftiger als je an ihren Busen, und sagte erschüttert: „Karl, liebst du mich denn auch? (Er küßte ihr die Hände.) Liebst du mich, Karl? um Gottes willen, liebst du mich? Antworte!" — „Wie nie ein Sohn seine Mutter liebte," antwortete der Kammerjunker. — Sie lächelte noch immer ängstlich. „Gut!" sagte sie; „aber wenn du es jemals vergäßest! O Karl, Karl! ich liebe dich, wie nie eine Mutter ihren Sohn. —" Sie ging zitternd und langsam zu ihrem Mann, mit dem Vorsatze, für Rangsucht und Eitelkeit ein Verbrechen an der Natur zu begehen.

Die Mutter war auf den Gedanken gerathen, ihren jün-

gern Sohn zu enterben; darum hatte sie den Justizamtmann rufen lassen. Sie fragte diesen feilen Menschen — einen andern konnte ja eine solche Frau nicht in ihren Diensten haben — „wie ist es anzufangen, daß mein zweiter Sohn enterbt werden kann?“ Der Justizamtmann erschrack dennoch, so schlecht er auch war; indeß dachte er gleich wieder: „es ist ja nicht mein Sohn!“ Die Verbrechen, die Hennigen zu einer gesetzmäßigen Enterbung qualificirten, waren bald gefunden; und nun wurden zwei Testamente aufgesetzt; worin der Vater und die Mutter Karln zum alleinigen Erben ihres Vermögens erklärten. Den zweiten Sohn enterbten sie feierlich, „weil er seinen Bruder, der eine unschickliche Liebe zwischen ihrer Tochter und einem verlaufenen Vagabunden habe stören wollen, mörderisch überfallen und unbarmherzig geprügelt; zweitens, weil er, als die Mutter mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Residenz gewesen, ihren Wagen straßenräuberisch angehalten, und seine Schwester heraus gerißen, um sie zu ihrem Verführer, dem schon erwähnten Vagabunden, zu bringen; drittens, weil er es beständig mit den Feinden seiner Eltern gehalten, und diesen alles nur mögliche Herzenleid verursacht; viertens, weil der größte Verdacht gegen ihn vorhanden sei, daß er an seiner Schwester Flucht aus der väterlichen Gewalt Theil genommen habe; fünftens, weil er — Für dieses Verbrechen, das Hennig erst noch begehen sollte, wurde Platz gelaßen.

Die Mutter schrieb nun an Hennigen, und forderte von ihm, daß er seine Absichten auf die Gräfin Louise aufgeben sollte, weil sie ihn widrigenfalls enterben würde. Sie verlangte unverzügliche und bestimmte Antwort.

Hennig, der gerade allein war, als der Bothe ihm den Brief seiner Mutter brachte, antwortete ihr nach einer halben Stunde:

„O liebe Mutter! konnten Sie Ihrem Sohne so schreiben? Und dennoch küße ich Ihren Brief, so hart, so unmütterlich er auch ist; ich drücke die Zeilen an meine Brust, weil ich denke, daß mein Herz Sie in Liebe verwandeln soll. Theuerste Mutter, Karl lag nicht allein unter Ihrem Herzen. Auch wir, ich und Emilie, sind Ihre Kinder, und Ihr Blut hat uns genährt. O, könnten Sie sehen, wie ich vor diesem harten, drohenden Briefe auf den Knieen liege; wie ich mich quäle nur eine Spur von mütterlicher Liebe darin zu finden: Sie würden den verstoßenen Sohn nicht länger haßen. Hassen? Gott, welch ein Wort! O, theure Mutter, geben Sie Ihr Vermögen Karln, und mir nur die Liebe, die er vielleicht verachtet, gegen die er kalt und undankbar ist; dann will ich mit Freudenthränen sagen: wie reich hat meine Mutter mich gesegnet! Bedenken Sie, daß Augenblicke für mich kommen können, wo vielleicht nur die Liebe meiner Mutter mich von Verzweiflung rettet: bedenken Sie, daß ein Augenblick kommen kann, in welchem Sie vielleicht nach der Liebe

Ihres verstoßenen Sohnes verlangen. O, käme dieser Augenblick! Mutter — und hätten Sie so eben erst mein Herz zerschmettert — ich wollte mit diesem zerschmetterten Herzen an Ihre Brust fliehen, Sie segnen, und glücklich sterben. Was Sie auch thun mögen — ich fühle an diesem Zagen, an dieser Angst, an diesen Thränen, daß ich nie aufhören kann Ihr Sohn zu seyn, und daß Sie mir Ihre Mutterliebe nie ganz entziehen werden."

Einige Stellen in diesem Briefe erschütterten die Mutter; aber dennoch ging sie zu ihrem Manne in das Zimmer, um ihn zu bereden, daß er Hennigen enterben sollte. Der Kammerherr erschrack. Er verlangte Gründe zu einem solchen Schritte, und weigerte sich zum ersten Male ernstlich. Jezt hatte aber seine Frau mehr als Thränen und Maulen, um ihren Willen durchzusetzen. „Das Testament," sagte sie, wird den Major dahin bringen, daß er Hennigen wenigstens mit seiner Tochter zu gleichem Theil gehen läßt; oder Hennig wird aus Furcht seine Bewerbung um die Gräfin aufgeben. Wir, lieber Mann, können ja hinterher noch immer thun, was wir wollen."

Der Kammerherr las das Testament, und sagte dann: „das ist alles gut, mein Kind; aber das Papier wird uns Hennigs und meines Bruders Herz kosten! denn" . . . — Er unterdrückte das, was er noch sagen wollte: „unser Sohn ist unschuldig."

Des Vaters Herz empörte sich wirklich bei dem Verlangen seiner Frau; aber er war an Gehorsam gewöhnt. Ueberdieß tröstete er sich damit, daß er ein Testament ja noch immer abändern könnte; und er nahm sich fest vor, es zu thun, sobald er nur dürfte.

Die Instrumente wurden gehörig ausgefertigt, und die Mutter hatte das Herz, ihrem Sohne in Sollingen eine Abschrift davon zu schicken. Hennig bekam die Papiere in des Majors Gegenwart, und sein Auge wurde finster, als er sie durchlas. Die Mutter erreichte ihren Zweck; denn Hennig nahm sich jezt vor, seine Hoffnungen mit eigner Hand zu zerstören. Nun war er enterbt! Auf des Majors Vermögen hatte er nicht mehr gerechnet, sobald er wußte, daß Hannchen dessen Tochter war. Er steckte kalt und ernst die Papiere in die Tasche, und wollte aus dem Zimmer gehen.

„Was hast du da, Hennig?“ fragte der Major, zog ihm die Papiere aus der Tasche, und las sie. „Trallala! Frau Schwester!“ sang er, und warf die Papiere ins Feuer. „Was machst du für ein grämliches Gesicht, Hennig? Doch, freilich! Es muß einem Sohne wehe thun, wenn die Eltern seine Teufel sind. Aber diesesmal, lieber Junge, hat der Teufel sich verrechnet, wie er es Gott Lob immer thut; denn nun haben wir gerade, was uns fehlte! Siehe!“ (er zog des Grafen Brief hervor) „da ist auch eine Hiobspost. Der Graf Espenbruch verlangt die Einwilligung deiner Eltern zu

deiner Heirath; und du weist wohl, er muß Schwarz auf Weiß haben, sonst ist nichts mit ihm zu machen. Ich glaube am jüngsten Tage wird er mit dem lieben Gott kapituliren, und einen Seligkeitsschein auf einem Stempelbogen verlangen. Die Einwilligung deiner Eltern haben wir nun; denn Eltern, die ihren Sohn enterben, geben alle Rechte über ihn auf. Komm her, Hennig! Jezt bist du mein Sohn!" Er drückte den Jüngling an seine Brust, und führte ihn in die Arme seiner Gattin.

Aber das alles half nichts; in Hennigs Seele waren andre Gedanken. Wie konnte er Ansprüche auf seines Oheims Vermögen machen, da Hannchen lebte? Er verließ mit bitterem Gefühle seines Unglücks das Zimmer, und ging den Weg nach Ransleben.

Das alte Fräulein wußte schon alle Maßregeln, welche die Frau von Halden genommen hatte, Hennigen von Louisen zu trennen; und sie an ihrem Theile that ebenfalls, was sie nur konnte. Sie machte der Gräfin Vorstellungen; aber, anstatt ihren Rath zu überlegen, erklärte Louise ihre heiße Liebe zu Hennigen, und sagte gerade heraus, „daß sie alle mögliche Mittel anwenden würde, seine Gattin zu werden." Das Fräulein wurde böse. „Also wollen Sie die Frau eines Menschen werden, der enterbt ist und als ein Taugenichts in der Welt wird umher irren müßen? Ich sage Ihnen: er ist jezt so arm, wie eine Kirchmaus."

„Ich habe einmal Vermögen für mich und für ihn; und er wird mich nur desto lieber haben. Armuth schändet nicht.“

„Er ist enterbt, sag' ich Ihnen! Enterbt! bedenken Sie nur!“

„O, Cousine, ein Mann wie Halden, der ein solches Herz, so viel Geist, und auch einen solchen Körper von Gott bekommen hat, ist wahrhaftig nicht enterbt. Alle edlen Menschen lieben ihn; und nur die bösen können ihn haßen. Ich bitte, schweigen Sie davon.“

Das Fräulein war erstaunt, und wußte gar nicht zu begreifen, wie und wo Louise sich so sehr in den jüngeren Halden verliebt haben könnte. Die Kammerherrin hatte ihr schon vor längerer Zeit geschrieben: sie möchte die Gräfin hüten, daß sie Hennigen nicht heimlich spräche. Ja, dachte die Cousine jezt: Beide müßen einander heimlich gesprochen haben; es kann nicht anders seyn. Sie gab nun sogleich ihrer Jungfer, einer alten frommen Person, den Auftrag, Louisens kleinste Schritte zu bewachen, und es ihr sogleich zu sagen, wenn sie etwas merkte. Auf diese geheimen Zusammenkünfte und auf den Charakter des Grafen bauete sie einen schönen Plan. Die Staatskunst war des Grafen schwache Seite; er bildete sich ein, daß er alle Menschen durchschauen und leiten, alle Zufälle, alle Begebenheiten von sich abhängig machen, und alle Plane errathen könnte, daß aber er allein

undurchdringlich wäre. Nichts konnte ihn also mehr verdrießen, als wenn er etwas erfuhr, das er nicht errathen hatte, oder wenn man gegen ihn, ja auch nur ohne sein Wissen, heimliche Plane machte

Das Fräulein ging zu ihm, und fing sogleich wieder von Louisens Verheirathung an. Er lächelte und schwieg. „Ich hätte es,“ fuhr das Fräulein seufzend fort, „der Gräfin nicht zugetrauet, daß sie ohne Ihr und mein Wissen einen Liebeshandel führen könnte.“

Der Graf wurde aufmerksam; doch lächelte er nur, und schwieg. „Louise,“ fuhr das Fräulein fort, „ist zum Sterben verliebt in den zweiten Halden. Wie wollte sie das aber geworden seyn, wenn sie ihn nicht oft heimlich gesprochen hätte? “

„Oft nicht!“ sagte der Graf lächelnd! „das weis ich.“

„Ja, wie die Welt jezt ist! Sonst war der Vater der erste, der um so einen Handel wissen mußte: aber jezt! lieber Gott! da thun die jungen Leute, als ob keine Väter in der Welt wären. Der Vater erfährt die Sache erst, wenn sie richtig ist, und wird zu einem Amens-Herrn gemacht.“

Ein wirksameres Gift konnte die Alte nicht in des Grafen Seele gießen. Er lächelte zwar, und sagte: „ich weis genau, wie oft Louise den jungen Halden gesprochen hat.“ Aber, was die Alte behauptete, war allzu wahrscheinlich, als daß er es nicht hätte glauben, und auf die beiden jungen

Leute böse werden sollen. In diesem Augenblicke wurde das Fräulein abgerufen. Ihre alte Jungfer, die zum Lauern geschaffen war, gab ihr die Nachricht, daß Halden hinten im Bosket wäre, und daß der Jäger es der Gräfin schon gesagt hätte. Das Fräulein kam wieder zu dem Grafen in das Zimmer, trat lächelnd an das Fenster, und sagte auf einmal: „da geht ja die Gräfin Louise! und da hinten seh' ich auch den jungen Halden. Ja, die Leutchen haben sich lieb!"

Der Graf ging an das Fenster, und sah wirklich, daß Louise mit ihrer Jungfer dem Bosket zueilte. Er verließ nun das Zimmer, und nahm seinen Kammerdiener mit hinunter in den Garten.

Das Fräulein trat wieder in das Fenster, und sah zu ihrer Freude, daß der Graf mit dem Kammerdiener durch Umwege auf das Bosket zu ging. Am Eingange des Boskets stand die Jungfer auf der Lauer. Der Graf schlich sich ihr näher, deutete durch Zeichen an, es läge etwas im Gebüsche, das er nicht erschrecken dürfte, und winkte ihr, daß sie ganz still zu ihm kommen sollte. Die Jungfer ging richtig in die Falle. Als sie kam, sagte der Graf leise zu ihr: „wo du nur einen Laut von dir gibst, so bist du unglücklich! Geh mit dem Kammerdiener nach Hause; ich will hier allein seyn." — Nun schlich er sich in das Bosket, wo ihn eine dicke Laube versteckte. Er hätte können sehr hart auftreten, und würde dennoch nicht gehört worden seyn; denn so eben

fielen Louise und Hennig einander in die Arme. Ganz leise setzte er sich nieder, und hörte aufmerksam zu.

„Louise,“ hob Hennig stockend an: und drückte sie noch einmal an sich: „du weist, wie sehr ich dich liebe; daß ich ohne deine Hand der unglücklichste Mensch auf dem Erdboden bin: und dennoch . . . o Louise! dennoch muß ich es seyn, muß dem ganzen Glücke meines Lebens entsagen. Louise, ich bin arm; unter dem scheinbarsten Vorwande von meinen Eltern enterbt. Mein Onkel hat eine Tochter. Er würde mir freilich die Hälfte seines Vermögens geben; aber wenn er so großmüthig ist, darf ich so ungerecht seyn, diese Großmuth anzunehmen? Louise, es ist nicht anders. Laß uns unglücklich seyn, da wir nicht mit Ehre glücklich werden können.“ Er legte sein Gesicht an ihre Brust, und weinte laut.

Nun hob Louise an: „du bist arm, Halden; aber ich bin desto reicher. Nein, gewiß, wir wollen glücklich seyn.“

„Dein Vater wird dem verstoßnen, enterbten Bettler deine Hand abschlagen.“

Nein, Halden, mein Vater ist großmüthig. Aber, wenn du das befürchtest, so können wir es ihm ja verbergen.“

„Verbergen? verbergen, daß ich arm bin? Nein, Louise. Unglücklich kann ich seyn, aber kein Betrüger, und wenn auch deine Hand der Preis dafür wäre. Ich bin arm, enterbt, das mag jezt die ganze Welt wissen.“

„Nun ja, mag die ganze Welt es wissen! Aber ich — ich gehöre dir. Ich kann auch arm seyn. O Halden! jezt fühle ich erst, was du bist. Nein, keine Gewalt soll mich von dir trennen. Von jezt an bin ich ganz dein. Fordere; ich habe den Muth, alles zu thun. Kannst du nicht arbeiten? hab' ich nicht Arme? Sieh, Halden, sieh! ich bin entschloßen, so bald du willst, dein zu seyn, mein väterliches Haus zu verlaßen, mit dir jede Noth, jedes Schicksal zu theilen, und dir zu folgen, wenn der Weg auch in die Hölle ginge."

„Louise, du eröffnest mir eine Aussicht voll Seligkeit; und dennoch muß ich dieser Seligkeit entsagen! Du hast einen Vater. Ach, wenn er sich auch deinem und meinem Glücke widersetzt, du bleibst dennoch seine Tochter. O, ich wäre unendlich glücklich, wenn ich sein Sohn werden dürfte. Für dich arbeiten, Louise? Ich würde dann die Kraft und das Glück eines Gottes haben. Aber dich sollte ich aus der Mitte des Ueberflußes, von dem Herzen eines liebenden Vaters reißen? dich arm und verachtet, eine Familie, deren Stolz du bist, unglücklich machen, um selber glücklich zu werden? Nein, meine theure Louise. Ich bin unglücklich, und will es seyn! O, muß ich auch mein ganzes Leben verweinen — es gibt einen Ort, wo ich dich wiederfinden werde. Ach, ich danke der Vorsehung, daß sie den unglücklichen Tugendhaften ansah, als sie die Länge des Lebens bestimmte! . . . . Selbst das ist schon Unrecht, daß ich dich hier heimlich spreche."

Der Graf schlich sich jetzt zurück, und hustete dann. Louise sprang mit den Worten: „ich schreibe!“ seitwärts aus dem Gebüsche; und der Graf ging ruhig auf Halden zu, freuete sich, ihn anzutreffen, und bat ihn, mit auf das Schloß zu gehen. Halden nahm die Einladung an. Als der Graf die Thüre des gemeinschaftlichen Zimmers öffnete, wurden Louise und das Fräulein roth. Er lächelte weil er mit großem Vergnügen daran dachte, daß Beide ihn jetzt unbegreiflich finden würden.

Hennig mußte den Abend zu Tische bleiben. Der Graf erreichte seinen Zweck; denn alle Drei warfen verlegene, erwartende und erröthende Blicke auf ihn. Er blieb sich dabei immer gleich; kalt und höflich. Nach Tische, als Hennig sich empfohlen hatte, und auch Louise schon weggegangen war, sagte er zu dem Fräulein: „ich muß Ihnen etwas Neues mittheilen. Haldens haben ihren zweiten Sohn enterbt, und der Major hat eine Tochter. Ich bedaure den jungen Mann in der That; denn er ist ein edler Mensch.“

„Ein edler Mensch? und von seinen Eltern enterbt?“ fragte das Fräulein spitzig.

„Liebe Cousine, wenn Sie den ganzen Handel übersähen, wie ich, so würden Sie die Frage nicht thun.“

„Ein edler Mensch? und er hat geheime Zusammenkünfte mit Louisen?" sagte sie noch spitziger.

Der Graf lächelte. „Morgen wird Louise ihm heimlich einen Brief schicken; und doch ist er ein edler Mensch, sage ich Ihnen."

Das Fräulein war bestürzt über die Allwissenheit und über die Kälte des Grafen. Sie fragte ihn, was er zu thun gedächte. — „Das wird noch von den Umständen abhängen," antwortete er sehr ruhig, und zog sich nun triumphirend über seine Staatsklugheit, zurück.

Die Unterredung, die der Graf belauscht hatte, war nicht ohne Wirkung auf sein Herz geblieben. Er fühlte, wie edel der Jüngling dachte, der lieber sein Glück aufopfern, als unredlich seyn wollte, und konnte sich der Achtung für Hennig nicht erwehren. Bei dem Allen hatte er aber gar keine Neigung, seine Tochter einem armen Menschen zu geben, und Karls Wage sank bey ihm sehr merklich; er wollte indeß den Gang der Begebenheit abwarten, und ihn so viel als möglich verlängern. Louise war ja noch jung; und nicht leicht, glaubte er, konnte sich wieder ein so verwickelter Handel finden, dessen Hauptfäden er sämmtlich in seiner leitenden Hand hielt.

Louise schrieb am folgenden Morgen. „Laß sie schreiben!" dachte der Graf. — Das Fräulein schrieb. „Laß

sie schreiben!" Nach Tische kam die Kammerherrin, und schloß sich mit dem Fräulein ein. „Laß sie nur Maßregeln nehmen und Verabredungen treffen!" dachte der Graf. „O," sagte er frohlockend: „es ist hier gerade wie in Regensburg! heimliche Unterredungen aller Parteyen, Briefe, Zusammenfahren, Winke, Fragen, Aushorchen, einer gegen den andern. Und am Ende hatte mein Hof doch den Vortheil, daß er sich arrondirte, mein undankbarer Hof! Ich glaube, der Major ist der Einzige, der geradeaus geht, wie ein Reichsstadts-Gesandter. Mich selbst soll wundern, welcher von den beiden Brüdern Louisen noch bekommen wird!"

Die Frau von Halden sprach den Grafen, ehe sie zurückfuhr, und bat ihn, das Glück ihres Sohnes bald zu entscheiden. Der Graf antwortete ihr sehr höflich, aber nicht bestimmt. Sie erzählte ihm nun mit traurigen Geberden, daß sie und ihr Mann gezwungen gewesen wären, ihren zweiten Sohn zu enterben, weil er ein Bösewicht sey. Der Graf zuckte die Achseln, und sagte: „das könnte doch Ihrem ältern Herrn Sohne schaden; denn manche Familie möchte Bedenken tragen, in nahe Verwandtschaft mit einem Menschen zu kommen, den seine eignen Aeltern für einen Bösewicht erklären." Die Frau von Halden wurde todtenbleich. Sie fühlte jezt die erste Strafe

für ihre unnatürliche Grausamkeit, und verließ Ransleben in großer Unruhe, ohne etwas erfahren zu haben. Der Graf an seinem Theile freuete sich, daß es ihm gelungen war, die Sache noch verwickelter zu machen.

Der Major hatte unterdessen den Handel mit der Enterbung näher überlegt. Er errieth sehr leicht die Absicht der Mutter, und dankte nur dem Himmel, daß man nichts von seiner Tochter wußte.

Hennig, den auch Louisens Brief mit den zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe und Treue jezt nicht heiter machen konnte, ging traurig im Garten auf und nieder. Als der Major ihn bemerkte, setzte er sich sogleich zu Pferde, und ritt nach Ransleben. „Herr Graf," hob er dort an: „Sie verlangen, daß die Aeltern meines Neffen ihre Einwilligung geben sollen; allein die ist nun nicht nöthig. Die Aeltern haben den Jungen aus Haß enterbt. Es thut mir weh, das sagen zu müssen; aber glauben Sie mir, es ist wahr! Hennig ist unschuldig."

„Das vermuthe ich selbst, Herr Oberstwachtmeister; aber doch bleibt es schlimm; denn die Welt urtheilt nicht, wie Sie und ich. Und dann — er ist enterbt, folglich ohne Vermögen. Nun sehen Sie aber leicht ein, daß ich Anstand nehmen muß." . . .

„Herr Graf, er ist noch immer so reich, wie sein Bruder, er hat mein Vermögen."

„Wollen Sie denn Ihre Tochter auch enterben, Herr Oberstwachtmeister?" — Der Graf glaubte den Major mit dieser Frage aus dem Gleichgewichte zu bringen: aber der Major fuhr, ohne Farbe und Miene zu ändern, den Augenblick fort: „behüte mich Gott! Also Sie wissen, daß das kleine Mädchen in meinem Hause meine Tochter ist? Sehen Sie, das kam so." Er erzählte nun den Zusammenhang dieses Geheimnisses, und setzte den Grafen in Erstaunen über einen solchen Edelmuth. „Nun sehen Sie," fuhr er fort: „und wenn ich meine Tochter auch lieber hätte, als meinen Neffen, was doch, Gott Lob! nicht der Fall ist: so wäre ich dem Jungen mein Vermögen schuldig: denn dadurch, daß ich ihn zu mir nahm, zog ich ihm den Haß seiner Mutter zu. Ich habe seine Enterbung veranlaßt; also muß ich ihm den Schaden ersetzen. Wenn es sich nur daran stößt, Herr Graf, so will ich meinem Neffen noch heute meine Güter übergeben, und mit Frau und Kind von Sollingen wegziehen. Das kann ich mit aller Ruhe: ich habe auf diesen Fall ein gutes Kapital gesammelt, und meine Güter sind ganz ohne Schulden. Wie gesagt, Herr Graf, noch heute will ich meinem Neffen Platz machen, um sein Glück zu befördern."

„Das wollten Sie, edler Mann?“ sagte der Graf, und bot dem Major die Hand. „Gott behüte mich,“ setzte er gerührt hinzu: „daß ich Sie vertreiben sollte! (Er schüttelte den Kopf.) Also,“ hob er wieder an, „hatten Sie den Plan, Herr Major, Ihren Neffen mit Ihrer Tochter zu verheirathen? und den haben Sie aufgeben können?“

„Ungern, Herr Graf, ungern! Aber was war zu machen? Sollte ich die Augen des Jungen immer voll Wasser, und sein Herz voll Leiden sehen, damit ich alter Mann noch ein Paar Tage vergnügt seyn könnte? Ich stehe am Grabe, Herr Graf, und mein Neffe soll noch leben. Sehen Sie, das überlegte ich mir: und da gab ich ihm meine Freude hin. Mein Kopf wird im Sarge darum nicht härter liegen, weil ich zu dem Jungen in meiner letzten Stunde nicht sagen kann: leb wohl, Schwiegersohn! Ja, hinterher fiel mir ein, daß ich am Ende wohl noch ein Paar Augen mehr neben mir haben könnte, die mit ihren Thränen meine Seele zum Tode einweiheten; nämlich die Augen Ihrer guten Tochter. Wie gesagt, ich bin jezt glücklich.“

Der Graf fühlte sich wunderbar gerührt von dem Major, und wußte nicht, wie ihm geschah. Er war kein böser Mensch: nur hatte er nie Gelegenheit gehabt, jemanden zu sehen, der für das Glück eines Andern die Erfüllung seiner eigenen Wünsche aufopferte. Von seiner Ju-

gend an lebte er im Corps diplomatique, was Wunder also, daß ihm Eigennutz der einzige Grundtrieb der menschlichen Natur, und Verstand blos das Hülfsmittel zu Intriguen schien? Doch, als jezt der Major mit dem frohen, gerührten Gesichte vor ihm stand, und sich erbot, seine Güter zu verlassen, um einen Menschen glücklich zu machen; da erwachte in ihm das Gefühl, welches die Gottheit in jede Seele gelegt hat: daß der Mensch zu etwas Besserem bestimmt ist, als für die Habsucht zu intriguiren. Er drückte dem Major herzlicher die Hand als jemals irgend einem Menschen. Aber in diesem Augenblicke fiel ihm auch wieder ein, ob das alles wohl nicht gar ein Kunstgrif von dem Major seyn könnte.

Dieser Gedanke mußte bei einem Manne wie der Graf nothwendig entstehen, als er des Majors gerührte Stimme nicht mehr hörte, die allein dessen Worten den unverkennbaren Charakter der Wahrheit gab. Der Graf schüttelte den Kopf, und glaubte mit jeder Secunde fester, der Major erbiete sich zu der Abtretung seines Vermögens nur in der Hoffnung, daß man sie nicht annehmen werde. Er wollte den Major auf die Probe stellen, oder vielmehr — der Staatsmann war wieder da! — den Major in seinem eigenen Netze fangen. „Ja, sagte er, „wenn das Ihr Ernst ist, Herr Major: wenn Ihr Neffe wirklich Ihre Güter bekommt; dann" . . .

„Soll er Ihre Louise haben?“ fragte der Major, und faßte des Grafen Hand mit frohem Ungestüm. „Gott sey gelobt! der gute Junge wird glücklich! Aber Eins, Herr Graf müssen wir vorher abmachen.“ (Der Graf horchte. Aha! dachte er; nun kommt es!) „Hennig muß von dem ganzen Handel nichts, gar nichts erfahren; sonst wird nichts daraus, das sage ich Ihnen. Ja, da wird es einmal wieder Künste kosten! Aber mir fällt etwas ein. Die Gräfin Louise muß ihn bereden, daß er die Güter annimmt. Seibold ist nicht da; sonst sollte der ihn kirre machen. Sprünge wird es geben, ehe wir ihn so weit haben.“

Das war dem Grafen wieder etwas Neues. Er sagte lächelnd: „mich dünkt, Ihr Neffe wird sich nicht weigern.“

„Gott geb' es!“ erwiederte der Major. „Aber Ihre Tochter muß ihn bereden; sonst zweifle ich, daß er ja sagt.“

Das mußte der Graf abschlagen; denn Louise sollte nicht eher etwas von der Verhandlung wissen, als bis Alles in Richtigkeit wäre. Nun war also der Major sich selbst überlassen. „Je nun! Der Junge wird ja nicht blind seyn!“ sagte er, nahm dann Abschied und sprengte nach Hause.

Er schickte den Reitknecht mit den Pferden weg und ging sogleich zu dem Amtmann, ihm die Sache vorzutra-

gen. So viele Schwierigkeiten der Amtmann auch machte, so blieb der Major dennoch bei seinem Entschlusse, und die Schenkungs-Akte wurde aufgesetzt. Der Major kaufte sich ein bequemes Haus mit einem Garten in der Nähe und ließ aus der benachbarten Stadt die nöthigen Möbles hohlen. Er betrieb alles mit der größten Thätigkeit, aber sehr verschwiegen; und niemand konnte weiter was merken, als daß der Major ein wichtiges Geschäft vorhaben müsse.

Sobald er mit seinen Anstalten fertig war, ritt er zu dem Grafen, zeigte ihm die Schenkungs-Akte, fragte, ob er noch etwas zu erinnern hätte, und bath ihn, an dem Tage, da er seinem Neffen die Güter übergeben wolle, mit der Gräfin nach Sollingen zu kommen. „Denn, glauben Sie mir, fuhr er fort, „es wird noch Sprünge genug absetzen. Aber ist die Gräfin da, so kann ich doch sagen: sieh Hennig! da steht der Preis, um den du mir den Gefallen thun und das nehmen sollst.“

Der Graf begriff den Major nicht und am allerwenigsten seine Furcht vor einer abschlägigen Antwort. Aus Neugierde, das Benehmen dieser Menschen zu sehen, versprach er, sich an dem bestimmten Tage in Sollingen einzufinden, und hielt richtig Wort. Er brachte nur Louisen mit; denn das Fräulein, dem nichts Gutes von dieser

Fahrt ahnete, hatte nicht mit fahren wollen. Der Major empfing ihn an der Thür, gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er schweigen möchte, und führte ihn hinauf. Die Majorin und Hennig flogen der Gräfin mit einem lauten Freudengeschrey entgegen; denn nun glaubten sie, den Major mit seinem seltsamen, frohen, eiligen Benehmen errathen zu haben.

Louise, die neben ihrem Vater im Wagen sehr angenehme Träume gehabt, lächelte wie die beglückte Liebe. Sie sah aber ihren Vater an, bemerkte, daß sein Gesicht ganz kalt war, und mäßigte nun mit einem Winke ihrer Augen Hennigs Entzücken.

Mit sichtbarer Angst sagte der Major: „höre, lieber Hennig, du mußt mir einen Gefallen thun. Gieb mir die Hand darauf, daß du willst.“ — (Alle Blicke waren auf den Major geheftet.) — „Du bist von deinen Aeltern enterbt, mein Sohn, und zwar um meinetwillen. Nun, so gib mir doch die Hand, lieber Junge!“ (Hennig sah Louise lächeln und reichte zitternd die Hand hin.) Sieh, mein Sohn, die Wirthschaft wird mir hier zu schwer. Ich bin ein alter Mann. Da überlegte ich denn lange hin und her, wie ich zur Ruhe kommen wollte; und endlich bin ich auf das rechte Mittel gefallen. Ich habe mir von dem Herrn

von Liebenau in Garsleben das Haus mit dem großen Garten gekauft. Die Gegend ist schön, daß Haus bequem, der Garten recht hübsch; da will ich künftig mit meiner Frau und mit Hannchen wohnen. Die Güter hier sind von nun an dein; nnd wenn der Herr Graf nichts gegen dich hat, so . . ." — Jezt drangen Thränen aus seinen Augen hervor und seine Stimme fing an zu zittern — „so kannst du hier . . . Da steht ja deine liebe Gräfin Louise. Sieh sie an und denke, wie glücklich du hier seyn wirst und wie glücklich dann auch wir Alle seyn werden."

Er schwieg und eine heilige Stille feyerte diese schöne Minute. Die Majorin warf endlich ihren Arm um ihres Mannes Hals und sagte: „lieber, edler Fritz, wer hat dir meinen Wunsch entdeckt? Ja, lieber edler Fritz, nun erst werde ich recht glücklich leben!"

Hennig stand noch wie eine Bildsäule da, und hatte die starren Blicke auf seinen Oheim geheftet. Seine Brust hob sich gewaltsam; ein glühendes Roth flog auf seine Wangen und Thränen stiegen in seine Augen. Er warf sich seinem Oheim zu Füssen und drückte dessen Hände an seinen Mund. „Lieber Junge!" sagte der Major verlegen; „laß doch! laß doch! Ich weiß ja, daß du mich lieb hast. Ey, Hennig so treib keine Abgötterey! Kniee vor Gott,

dem ich danke, daß er mir noch eine solche Stunde gab, ehe mir das Herz still steht. — Hier ist die Schenkung."

Hennig ergriff das Papier mit Heftigkeit, hielt es mit zitternden Händen, las es durch und drückte es dann an eine Lippen, an seine Brust. „Hier," rief er laut und zeigte auf sein Herz — „hier soll die Ewigkeit Sie nicht verlöschen, mein Vater. Aber dieß? dieß?" — Er hob daß das Papier auf und zerriß es in kleine Stücken. — „Junge! Wetterjunge, was machst du?" fuhr der Major auf. — „Ich vernichte dieß Papier," antwortete Hennig ruhig, weil es einen Kontrakt zwischen uns enthält. Ich habe Ihr Herz mein Vater; was bedarf es eines Papiers?"

„Es ist auch wahr, mein Sohn! Was Papier! Der liebe Gott muß, glaub' ich, allemal zornig werden, wenn Menschen einander schriftlich sagen, daß sie ehrliche Leute seyn wollen. Komm, Hennig! Hier diese Thränen in unsern Augen sind Buchstaben, die auch im Himmel gelten. Nun aber, lieber Hennig, genug von der Kleinigkeit. Jezt wende dich da an den Herrn Grafen und an die Kleine, die auch Himmels-Buchstaben im Auge stehen hat, an die Gräfin Louise. Nun, Hennig? hast du nichts von dem Herrn Grafen zu erbitten?" „Alles! Alles!" rief Hennig, „das ganze Glück meines Lebens; aber nicht eher, als bis

Sie versprochen haben, hier zu bleiben und jedes Wort von Schenkung und Abtreten zurückzunehmen. Ich mag mein Glück nicht durch eine elende Handlung erkaufen."

Der Major fing an zu brummen. Die Majorin bat Henningen, ihrem Manne doch seine Freude nicht zu vereiteln. Louise stellte sich ihm gegenüber, und sah ihn einem lächelnden, flammenden Blicke an. Der Graf schwieg und warf seine Augen von Einem auf den Andern. Hennig hob, mit dem schmerzlichsten Gefühl in der Brust, die Hände auf, und sagte: „nein, ich kann nicht! Und wenn ich es auch thäte, es wäre ja doch nur eine Spielerey. Da steht meines Vaters Erbinn. (Er riß Hannchen mitten in den Kreis) Hannchen, frag deinen Vater, was du unschuldiges Kind, du gehorsame, liebliche, reine Seele — was du verbrochen hast, daß er die Gesetze der Natur übertreten und das verschenken will, was nicht sein ist, was dein war, so bald du geboren wurdest! Ja, es wäre Spielerey, wenn ich das Geschenk meines edlen Onkels annähme; denn so bald er sein Leben geendigt hätte, würde ich dir doch dein Eigenthum zurückgeben. Aber auch eine solche Spielerey kann ich nicht mit machen. Nein, mein Vater, ich will nicht der einzige Schlechte in diesem edlen Kreise seyn."

„Junge, lieber Junge!" rief der Major; „handelst du nun gar um ein Paar elende Goldstücke? Hennig ich bitte

dich! Anders wird ja die gute, liebe Gräfin nicht deine Frau!"

Hennig faltete die Hände zusammen. Dann trat er vor Louisens Vater hin, nnd sagte: „anders nicht, Herr Graf? Nun denn, so muß ich unglücklich seyn! Louise, darf ich das? darf ich Ihre Hand mit einer elenden Handlung erkaufen?"

„Halden!" erwiederte Louise „mit einer elenden Handlung? Ein Geschenk Ihres großmüthigen Oheims anzunehmen, ist keine elende, niedrige Handlung."

„Recht, meine Puppe!" sagte der Major. „Waschen Sie ihm den Kopf, und nur tüchtig! Aber, liebes Kind' jezt fällt mir ein, was ich thun muß. Ich schenke Ihnen meine gute Herzens-Tochter, Ihnen schenke ich die Güter, die der Fantast da nicht haben will. In einer Stunde soll das Dokument fertig seyn. Nicht einmal einen Dank will ich von dir, du Trotzkopf!"

Louise erröthete, und sagte: „o, wie gut sind Sie, Herr Major! Aber nein, ich kann, ich darf es nicht nehmen." Das sagte sie mit lautem Weinen, und küßte dem Major die Hand. „Doch das kann ich! setzte sie nun hinzu,

eilte auf ihren Vater los, und warf sich ihm zu Füssen. Der Graf fing an sich zu schämen; so weichherzig war er geworden. Er fühlte sogar eine starke Neigung, großmüthig zu seyn und dem edlen Kampf ein Ende zu machen. Ja, er wollte schon ein paarmahl den Fuß aufheben, um seine Tochter zu dem großmüthigen jungen Menschen zu führen; und gewiß würde er es auch gethan haben, wenn er nicht die Majorin auf einem Blicke betroffen hätte, der ihn belauerte. Die Majorinn war nächst dem Grafen die Kälteste von Allen. Sie glaubte, da der Graf mit Louisen gekommen war, die Sache wäre schon abgemacht. Jezt hörte sie freylich, worauf es noch ankam; indeß glaubte sie doch, es würde sich finden. Sie betrachtete mehr den Grafen als die handelnden Personen, um zu seheu, welchen Eindruck das Alles auf ihn machte. Er mußte sich wirklich einmal das Auge wischen. Als die Majorin das sah, lächelte sie vor Freude; denn sie glaubte, nun wäre alles richtig. Dieses Lächeln, das der Graf bemerkte und ihr lauernder Blick, der ihm vorher auch nicht entgangen war, brachten ihn schnell auf den Gedanken: wie, wenn das alles nur angestellt wäre, um dich zu hintergehen! Zwar sah er die unverkennbare Natur und die unerkünstelten Thränen; aber doch hielt jener Gedanke seine Großmuth wieder zurück und erkältete sein schon halberwärmtes Herz in dem Grade, daß er wenigstens jezt nichts entscheiden wollte.

— Er hob seine Tochter auf, streichelte ihr die Wangen, stellte sie neben sich; und sagte: „pst!“ als ob er zuhören wollte, was noch weiter kommen würde. Diese seltsame Art zu antworten, brachte Louisen aus aller Fassuug! Sie trat wirklich neben ihren Vater hin, um mit zuzuhören; aber eben darum hatte nun niemand mehr etwas zu sagen.

Der Major runzelte die Stirn, stieß einen Fluch aus, und brummte etwas, das ungefähr so klang, wie „Hans Narr!“ Dann rief er zum Fenster hinaus, daß der Wagen vorfahren sollte. Er bat seine Frau, die Enveloppe zu nehmen, faßte Hannchen bei der Hand, und sagte: „meinetwegen! ich fahre nach Garsleben, und du sollst gehorchen!“ Hennig stellte sich ihm in den Weg, und sagte mit Ernst: „lieber Onkel, Sie wollen noch heute Abend nach Garsleben? So lassen Sie uns wenigstens Abschied von einander nehmen; denn auch ich gehe noch heute Abend, wohin meine Füße mich tragen. Geben Sie mir Ihren Segen mit auf den Weg.“ — Louise eilte bestürzt herbei, und fragte ängstlich: „was wollen Sie thun, Halden?“

„Dich verlassen und sterben, Louise, wenn mein Onkel nicht in Sollingen bleibt. Das kann ich; aber nicht elend handeln.“

„Nimm

„Nimm die Enveloppe nur wieder ab, liebes Hannchen!“ sagte der Major: „wir wollen hier bleiben. Aber schwer geärgert habe ich mich. O, es ist ein Trozkopf, liebe Gräfin! und wenn er Sie nur einmal hätte, Sie sollten wohl sehen, daß man genug Aerger und Verdruß von ihm hat; mit diesen Worten, die er sehr ernsthaft sagte, fiel er Hennigen um den Hals, und rief: „ich habe mich schwer geärgert. Hennig; aber gethan hätte ich es auch nicht.“ Er besann sich, und sezte geschwind hinzu: „mit mir war es auch was anderes; ich hatte nicht einen solchen Onkel, wie du, der mir, so von Herzen gern gegeben hätte, wie ich dir mein lieber Junge.“

„Eben darum!“ sagte Hennig, und drückte sich an seines Oheims Brust. Jezt fuhr ein Wagen vor; aber nicht des Majors, sondern des Grafen Wagen; denn man hatte unten geglaubt, der Fremde müßte doch eher fahren, als der Wirth. „Was in aller Welt!“ rief der Major: „Ihr Wagen, Herr Graf; wer hat denn den bestellt?“ Der Graf, der hier, wenn er nicht großmüthig seyn wollte, sehr verlegen werden mußte, freuete sich über den Irrthum, und nahm sogleich seinen Hut. Louise blieb indeß er von dem Major Abschied nahm, vor Hennigen stehen. „Halden,“ sagte sie ruhig, Sie wollen mich nicht. Aber ich gebe Ihnen hier mein heiliges Wort, daß ich nie einen

andern Mann heirathen werde, als Sie, Adieu. Sie ging nun hinter ihrem Vater her, der, als sie das sagte, mit dem Abschiednehmen doppelt eilte.

In Sollingen sah man einander, als der Wagen wegfuhr, verlegen an; denn mit dem Allen war man nicht einen Schritt weiter. „Der Teufel!“ sagte der Major: „wir hätten den Grafen noch nicht sollen fahren lassen! Nun stehen wir ja hier wie die Narren! Aber,“ sezte er mit leuchtenden Augen hinzu, und zog Hennigen, seine Frau und Hannchen in seine Arme — „aber, wenn Hennig Louisen heute auch zum leztenmale gesehen hätte, und morgen wäre ihre Hochzeit mit Karln, so wollte ich doch behaupten, wir sind glücklicher als die in Moorberg. Ja, wenn der Alte jezt hier wäre und Seibold! Ich glaube, es gibt kein Haus in Teutschland, wo so viele gute Menschen beisammen sind. Kinder, was ist doch Liebe und Redlichkeit! O guter Gott, wie zufrieden bin ich! und doch geht mir alles kontrair mit dem Trozkopfe!“

Er umarmte Hennigen, und ging dann still in seine Kammer. Die Majorin blickte hinein, und sah die Mütze auf dem Bette stehen. „Still!“ sagte sie, als sie zurückkam: „der Vater betet.“ Hennig konnte nicht länger bleiben; er mußte in die freie Luft, weil die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe seiner Seele zu stark geworden waren.

Der großmüthige Taumel des Grafen verlor sich bei der Rückkehr nach und nach. Anfangs reichte er seiner Tochter die Hand, und sagte: „die Sollinger sind doch in der That sehr edle, seltne Menschen!“ Nach einer Stunde unterbrach er Louisens Träume aufs neue mit der Bemerkung: „aber es hat mich kein Mensch begleitet, auch nicht einmal der junge Halden! und höflich sollte er doch seyn da er arm ist!“ Beim Aussteigen sagte er: „und so einfältige Dinge, Louise, unterlaß künftig!“ — „Was für Dinge, lieber Vater?“ — „Daß du dahin tratest, und dem jungen Menschen versprachst, seine Frau zu werden. Wie leicht konnte er das glauben!“ — „Lieber Vater,“ hob Louise an; . . . — Aber es war eine von den Staatskünsten des Grafen, daß er die Menschen nicht anhörte Er fragte sogleich den Bedienten um etwas, und Louise mußte schweigen.

Louise ging auf ihr Zimmer, warf sich in den Sofa und rief noch einmal alle Begebenheiten des heutigen Tages in ihre Seele zurück. Jezt war sie in leidenschaftlicher Bewegung, und berechnete so ihre Hoffnung, und die Hindernisse, die ihr dabei im Wege stehen konnten. Aber was sind alle Hindernisse für eine von Liebe und Edelmuth trunkene Seele! Sie sprang auf, trat mitten in das Zimmer, und sagte langsam, feierlich: „ich will Hennigs von Hal-

den Gattin werden, oder sterben! Ja, das will ich! Von diesem Augenblicke an betrachte ich mich als seine Frau. Der Himmel, die untergehende Sonne da sind meine Zeugen!"

Das war nach Louisens Begriffen der heiligste Eid; und nun fühlte sie einen Muth in sich, bey dem sie alle Hindernisse besiegen zu können glaubte. In diesem Augenblicke kam die alte Cousine, die Louisen gern ausfragen wollte. Sie war schon bey dem Grafen gewesen; aber der hatte ihr mit Lächeln und räthselhaft geantwortet. „Nun?" fragte sie beym Eintritt in das Zimmer; wie hat es Ihnen denn bei der Pastoren-Tochter gefallen?"

„Pastoren-Tochter? Wollen Sie so gut seyn, Cousine, Ihre Titel ein wenig besser zu wählen? Diese Pastoren-Tochter, die Frau Majorin von Halden, ist meine Tante."

„Tante? Nein, so nahe sind Sie mit der Familie nicht verwandt. Ein Espenbruch hat eine Halden gehabt; aber das war meiner Mutter Onkels-Sohn. Doch, wenn die Verwandtschaft auch näher wäre — des Majors Frau ist eines gemeinen Geistlichen Tochter; nicht wahr?"

„Man nennt aber die Frauen bei dem Titel ihrer Männer, Cousine; warum also nicht auch die Majorin?"

„Nur nicht hitzig, Kind! Solche Leute vergessen nur gar zu gern ihre Herkunft, wenn man sie nicht zuweilen daran erinnert.“

„In der That, das vergessen die Leute nur gar zu gern! Aber Sie sollten doch diese Erinnerung nicht machen!“

„Ich? ich? warum denn nicht? Sehen Sie doch! Ich bin aus einer Familie, die so alt ist, wie eine. Und daß mein Vater das Unglück erlebt hat, kassirt zu werden — großer, frommer Gott! das muß ich mir von dem Kinde vorwerfen lassen! Richtet nicht . . . ! Wissen Sie, wie der Spruch heißt?“

Louise reichte ihr mitleidig die Hand. „Verzeihen Sie mir, Cousine; daran hab ich nicht gedacht. Auch weiß ich das kaum. Ich dachte . . .“

— „daß meine Mutter eine Bürgerliche war? Nun ja, ich leugne das nicht. Aber ich bin doch adelich geboren; und das ist die Halden nicht. Davon rede ich, davon allein; und das vergißt die Halden nur gar zu gern. Eine Pastoren-Tochter!“

„Diese Frau von Halden wird meine Tante, und folglich Ihre Cousine. Sie handeln nicht politisch, wie mein Vater sagt, wenn sie verächtlich von ihr sprechen.“

„Wird? wird? wie denn so, Louischen? Sie sind heute da gewesen. Nun, was hat es denn gegeben?"

„Nicht viel. Ich bin Braut von dem jüngsten Halden geworden. Zur Morgengabe konnte ich ein Rittergut bekommen; aber das wollte ich nicht. Wir warfen da ordentlich mit Gütern um uns her; und — denken Sie nur! es fand sich nicht Einer, der eins nehmen wollte."

Die alte Cousine saß starr und zitternd da. „Ach, nun seh' ich" fing sie noch immer sehr ängstlich an, „daß Sie scherzen. Ich möchte wohl einmal einen Menschen sehen, der ein Rittergut wegschenkte, und einen, der es nicht nähme, wenn es ihm angeboten würde."

„Das können Sie leicht. Der Major und die Pastoren-Tochter — stellen Sie sich nur vor, eine Pastoren-Tochter! — verschenkten Sollingen, das herrliche Sollingen, erst meinem Bräutigam, und dann mir; aber wir wollten es Beyde nicht. Wären Sie mit da gewesen, Sie hätten es bekommen können; denn wir zankten uns nicht wenig, wer es endlich behalten sollte. Sehen Sie, das hat es in Sollingen gegeben. Und nun wissen Sie Alles."

„Ihrem Bräutigam, sagen Sie? Mein Gott! Ihrem Bräutigam? Ach, wie würde ich Sie, armes Kind, bedauern!"

„Bräutigam oder Ehemann. Bräutigam und Braut sind ja bloße Namen, Cousine. Wenn Sie heirathen, ich glaube, Sie heißen auch Braut. Nennen Sie mich: Halders Frau; denn ich bin es, bin es wahrhaftig, Cousine!"

„Großer Gott! Frau? schon Frau? schon angetraute Frau? Herr Gott, sehen Sie nur, wie ich zittre! Angetraute Frau?

„Wie Sie es nennen wollen! Angetrauet vor Gott, vor allen Engeln, vor allen edlen tugendhaften Menschen, vor . . ."

„Ach, hören Sie auf, hören Sie auf! Mir wird übel. Ich sehe ja, Sie haben ihren Scherz mit mir."

„Nein; nein! Zwar noch nicht vom Prediger kopulirt; aber so gewiß mit Hennig von Halden verbunden, daß alle Kammerherrinnen in der Welt uns nicht wieder von einander los reißen sollen. Freilich, bei Ihnen würde das Band, das mich und Halden auf die Ewigkeit verbindet, nicht einmal zum Schnürbande taugen!"

„O, geh'n Sie doch! Aber sagen Sie mir nur, wie haben Sie es denn angefangen, mit dem Menschen so bekannt zu werden? Worin haben Sie sich denn eigentlich bey ihm verliebt? Das sagen Sie mir nur, um des Himmels willen!"

„Auch das sollen sie wissen, wenn Sie dann aufhören wollen zu fragen. Verliebt hab ich mich in ihn, — Sie werden lachen, aber es ist wahr — weil er ins Wasser springt, wie ein Pudel, ohne sich zu besinnen, jedem Menschen dient, wie ein Pudel. Mit ihm bekannt bin ich durch mein Vögelchen da geworden; und das hat mich auch beredet, ihm den ersten Kuß zu geben. Den Nachmittag, als wir mit meinem Vater in Sollingen waren, wurde es richtig, und da wechselten wir die Ringe. Sehn Sie, Cousine, er ist eben so geschwind in mein Herz gesprungen, wie damals in's Wasser. Und nun können Sie menen Vater fragen, ob ich nicht seine Braut bin.“

Das Fräulein zitterte vor erstickter Wuth; Louisens Ton war indeß so seltsam, daß sie ihr doch nicht glaubte. Wirklich hatte Louise den Ton sonst niemals; aber der edelste Mensch, der gerade die Brust voll der reinsten und höchsten Gefühle hat, kommt in Versuchung zu spotten, wenn ihn jemand belästigt, der gar keiner bessern Empfindung fähig ist.

Die Cousine ging wieder leise zu dem Grafen. „Nun, so wünsche ich denn Glück!“ fing sie weinerlich an. „Gott mag geben, daß alles wohl geräth! Aber leider, ahnet mir nichts Gutes!“

„Wozu wünschen Sie denn Glück, Cousine? fragte der Graf, der von seinem Buche aufsah.

„Louise hat mir gesagt, sie wäre Braut des wilden Halden, mit Ring und Hand verlobt. Ach Gott! das arme Kind!"

Der Graf stand auf. „Hm! Hm! ich bitte Sie, über diesen Punkt zu schweigen, bis ich Ihnen sage: reden Sie." Er ging zu Louisen. Das Fräulein ließ die Pantoffeln stehen und schlich ihm nach in ein Nebenzimmer. „Louise," sagte der Graf; „ich will nicht, daß du sagst, du bist Haldens Braut."

„Vater," erwiederte Louise herzhaft; ich bin es ja doch und kann es also wohl der ganzen Welt sagen."

„Ich rathe dir aber, es nicht zu thun! sagte der Graf in einem halb bittenden, halb befehlenden Tone und ging dann geschwind wieder auf sein Zimmer.

Also ist sie wirklich Braut, und es soll nur noch ein Geheimniß bleiben! dachte die Cousine. Sie schrieb an die Kammerherrin und früh Morgens ging ein Brief ab, worin sie ihre Freundin ermahnte! sie möchte jedes Mittel in Bewegung sezen, die Heirath, die allem Anscheine nach weit hinaus verschoben wäre, ganz zu hindern. Wäre nur

setzte sie hinzu, der verwünschte Arrondissements-Prozeß nicht gewesen, so gäb' es nun alles das Unglück nicht. Die Enterbung hat auch mehr Schaden, als Vortheil gestiftet. Lieber Gott! wenn so etwas nicht mehr hilft — was sollen ehrliche Leute dann machen?

Ich brauche die Wuth nicht zu beschreiben, in welche Karl und seine Mutter bei dem Lesen des Briefes geriethen. Diese Wuth stieg immer höher, je mehr sie bey der Unterredung darüber einsahen, daß sie alle Mittel, die Heirath zu hindern, schon gänzlich erschöpft hatten. Sie gaben auch diesen Gedanken beinahe auf; und was sie jezt noch wollten, war nur Rache an Hennig, an dem Major, an den Grafen und an Louisen.

Karl stellte sich an das Fenster, das nach Sollingen hinsah, und sann auf Mittel dazu: aber er fand eben so wenig eins, als die Mutter. — Es ist ja der Triumph der Tugend und Güte, daß der Stachel der Kränkung oder der Rache bei ihnen so wenig Blöße antrifft. Könnte der Tugendhafte den äußern Umständen gebieten, wie seinem Karakter, so würde er gar nicht anzugreifen seyn.

Das Einzige, wozu man sich noch entschließen konnte, war die ungewisse Rache der Verläumdung; aber es fragte sich, ob der Major nur einmal etwas davon erfahren, oder ob er sie wohl nicht gar verlachen würde.

Die Unglücklichen thaten, was sie konnten. Sie zündeten die Flammen der Hölle, in der sie selbst litten, für alle ihre Hausgenossen an. Der Kammerherr und die Domestiken mußten die Opfer für den Major und Hennig seyn.

Während daß Mutter und Sohn in Moorberg über Plane zur Rache brüteten, war man auch in Sollingen nicht ruhig. Der süße Streit der Großmuth zwischen Hennig und seinem Oheim erhob sich aufs neue; und der alte Husar, der am vorigen Tage keinen Theil daran hatte nehmen können, nahm ihn um so lebhafter. Der Major versuchte aufs neue einen Angriff; aber Hennig war nicht zum Weichen zu bringen. — „Junger Herr!" sagte endlich der Husar: „du bist ein Narr, das will ich behaupten. Höre zu, damit du siehst, daß ich Recht habe. Du willst deines Onkels Gut nicht nehmen; und von deinen Aeltern hast du nichts — Gott vergebe es ihnen! Wenn's nun zum Sterben kommt, Hennig, und Hannchen einmal heirathet — willst du denn bis an dein Ende das Gnadenbrod essen? Also mußt du das Gut annehmen."

Hennig erröthete, und seine Blicke wurden scharf. Er versank in ein unruhiges Nachdenken, das eine Minute währte, dann fiel er dem treuen Alten um den Hals, und sagte heftig: „ja, du hast Recht, guter Hennig; bei Gott! du hast Recht."

Jetzt erhob sich ein Freudengeschrei: die beiden Alten glaubten gesiegt zu haben, und umarmten den Jüngling.

„Ich bin nichts, und habe nichts," fing Hennig wieder an: „wie darf ich also auf die Hand eines Mädchens Anspruch machen? Nein, ich muß fort. (Seine Farbe wechselte, und er hielt die Hand vor die Stirn.) Ich bitte Sie, lieber Oheim, legen Sie mir nichts in den Weg. Was thue ich hier? Ich athme; nichts weiter. Und soll ich allein nicht arbeiten? Ich will und muß in die Welt."

„Und während dessen," sagte der Major, „dir von Karl Louisen wegnehmen lassen? Junge, ich bitte dich, nimm Vernunft an!"

Hennig erklärte sich umständlich, und berief sich auf Seibolden, der schon öfters mit Ernst darauf gedrungen hätte, daß er irgend etwas unternehmen sollte. Der Major war verlegen; aber bald bestimmte auch ihn ein Brief von dem Grafen, und Hennigs Abreise wurde beschlossen. Der Graf hatte sich die Sache genauer überlegt, weil er seine Tochter gern glücklich wissen wollte und eine innere Neigung zu den Sollingern fühlte. Er sprach am Morgen mit Louisen: und sie, die ihren Vater kannte, sagte ihm sehr bestimmt, daß sie entweder Hennigs Frau werden,

oder niemals heirathen wollte." Bei dieser positiven Erklärung konnte er seine Staatskunst gar nicht anbringen, wie überhaupt bei seiner aufrichtigen Tochter immer höchst selten. Zwar antwortete er nichts auf Louisens Erklärung! allein sie sah doch, daß er damit nicht sehr unzufrieden war. Er schrieb dem Major, daß er eigentlich nichts gegen Hennigs Verbindung mit seiner Tochter hätte; indeß wären Beide noch zu jung. Hennig könnte ein Paar Jahre nützen, um sich in der Welt zu poussiren; und dann würde man ja weiter sehen.

Kaum war der Brief in Sollingen gelesen, so rief Alles: „er muß fort!" Man überlegte nun, wohin. Der Major erinnerte sich, daß der Fürst ihn seiner Gnade versichert hatte; und es wurde daher eine Reise in die Residenz beschlossen.

Hennig schrieb selbst an den Grafen, und bat ihn um Erlaubniß, Louisen noch einmal sehen zu dürfen. Der Graf bewilligte das, und Hennig ritt mit seinem Oheim nach Ransleben. Die beiden Liebenden sahen sich eine Minute allein, und schworen einander ewige Treue. — Hennig bat Louisen um einen Briefwechsel; den mußte sie aber abschlagen, weil ihr Vater ihn ausdrücklich verboten hatte. Treu bis in den Tod!" sagten Beide wechselsweise und mit Thränen in den Augen.

Hennig ritt schweigend von Ransleben zurück, und am folgenden Morgen ging die Reise nach der Residenz, wo der Major sogleich seinen Freund, den alten Kammerdiener Ahrens, besuchte. Dieser versicherte, auf des Majors Befragen, daß der Fürst Emilien seit ihrer Flucht nicht ein einzigesmal gesehen hätte, und zeigte einen Brief von seinem Schwager, worin die Nachricht vorkam, daß jezt ein Mann, Namens Seibold, Emiliens Lehrer, sich in Waldengrund aufhalte. Der Major sprang hoch auf vor Freude, rief einmal über das andere: „Gott Lob!“ und ließ sich nun bei dem Fürsten melden.

Bei der Audienz äußerte der Major den Wunsch, seinen Neffen angestellt zu sehen.

„Wo denn, Herr Major?“ fragte der Fürst, und betrachtete mit lächelnden Blicken den schönen, männlichen Jüngling: „doch wohl in meinem persönlichen Dienste? Recht gern. Er mag mit dem Kammerjunker anfangen.“

„Ew. Durchlaucht,“ sagte Hennig erröthend, „ich bin nicht ganz unwissend, und möchte gern nützlich werden. Wenn ich wählen dürfte, Ew. Durchlaucht, so würde ich das Forstwesen vorziehen.“ „Auch das! Nur mit dem Versprechen, daß Sie mich nicht versäumen wollen. Mein alter Ahrens hat mir gesagt, daß Wahrheit bei Ihnen

Beiden zu haben ist; und die findet ein Fürst so selten, daß ich wünschte, Sie hätten meinen persönlichen Dienst gewählt. Doch, wie sie wollen. Also Forstmeister, Forstrath; nicht wahr? Und dann höher hinauf. Seyn Sie mir treu, Halden, und ich will für ihre Zufriedenheit sorgen. Sie werden freilich von unten auf anfangen müssen; das ist der Gang in den Civil-Departements. Am Hofe könnten Sie schneller weiter kommen. Aber wir wollen ja sehen. Wie steht es denn mit Ihren Forstkenntnissen? Nicht wahr, es läuft damit wohl mehr auf die Jägerei hinaus?"

„Ein Förster sizt in ihm, Ew. Durchlaucht, und ein tüchtiger" sagte der Major: „das wird sich beim Examen zeigen."

„In der That? Nun, Sie sind zu Pferde gekommen, sagte mir Ahrens. In einer Stunde werde ich ausreiten; und da will ich einmal selbst examiren. Nehmen Sie doch eine Schreibtafel mit."

Zu der bestimmten Zeit ritten alle Drey nach einem nahen Walde. Hennig erhielt Befehl, diesen zu schätzen, und Bemerkungen darüber zu machen, die ihm indeß nicht näher angegeben wurden. Er ritt nun, von dem Jäger des Fürsten begleitet, die Kreuz und Quer durch den Wald,

stieg ab, ging, untersuchte, und zeichnete sich auf, was er bemerkte.

Der Fürst, dem das zu lange dauerte ritt mit dem Major zu Hause. Hennig kam etwa eine Stunde später, und machte bey Ahrens sogleich einen Aufsatz über den Werth, die Benutzung, die Fehler, und die Verbesserung des Waldes. Am folgenden Morgen ließ der Fürst einen Forstbedienten zu sich kommen. Dieser, ein geschickter und ehrlicher Mann, erklärte den Aufsatz für die Arbeit eines Kenners. Der Fürst sagte lächelnd: „er ist von meinem Forstmeister von Halden.“ Hennig bekam sein Patent, und es wurde ihm ein Revier angewiesen, bei dem er sich in der Residenz selbst aufhalten mußte.

Der Major machte die Einrichtung seines Neffen mit großem Aufwande, der ihm aber noch immer zu eingeschränkt schien. Hennig zog bald die Blicke der Residenz auf sich; denn der Fürst zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ließ sich, wenn er spazieren ritt, oft von ihm begleiten. — Es war dem Fürsten interessant, einen Menschen um sich zu haben, der so offen mit der Sprache herausging, und von dem er so viele Urtheile hörte, die das Gegentheil von den gewöhnlichen, und dennoch, wenn sie näher geprüft wurden, immer sehr richtig waren. Der Fürst ein wirklich

Mann, liebte die Wahrheit, und es hatte ihm bisher nur an einem Manne gefehlt, der es wagte, sie ihm darzustellen; was ja das Unglück fast an allen Höfen ist!

Die Nachricht von Hennigs Abreise nach der Residenz, und die Aeusserung des alten Fräulein in Ransleben, daß es mit Louisens Verheirathung noch in weitem Felde stehe gaben Karln und seiner Mutter neue Hoffnung. Aber es war immer schwer, Hennigen beizukommen: und nun hatte er noch überdieß die Gnade des Fürsten, die der Mutter unbegreiflich blieb, wenn sie nicht annahm, daß Emilie,, der Fürst und der Major unter einer Decke spielten.

Karl näherte sich jezt aufs neue seinem ehemaligen Freunde, Selenberg. Dieser bot die Hand zur Versöhnung und kam bald nach Moorberg. Er wußte ganz bestimmt, daß der Fürst mit Emilien in keiner Verbindung stand; allein wo sie war, das hatte er schlechterdings nicht herausbringen können. Man fiel nun darauf, daß dem Major Emiliens Aufenthalt bekannt seyn müßte. Seibold war schon einige Wochen aus Sollingen, und niemand konnte angeben, wohin. „Sollte er etwa bei Emilien seyn?" sagte Selenberg. „Nun, das will ich wohl herausbringen; der neue Herr Forstmeister schreibt gewiß an ihn."

Man sezte Bedingungen fest. Selenberg sollte Emilien bekommen; dafür mußte er aber versprechen, Hennigs

Verbindung mit Louisen zu hintertreiben. Der Plan wurde völlig überdacht. Des Majors und Hennigs Unglück war beschlossen, und Selenberg eilte nun in die Residenz zurück, um Hand an die Ausführung zu legen.

Emiliens Aufenthalt erfuhr Selenberg sehr leicht; er sagte einem Postbedienten: „wenn ein Brief an einen gewissen Herrn Seibold gebracht würde, so möchte er sich den Ort merken, der auf der Addresse stände, da jemand einen wichtigen Auftrag an diesen Mann hätte, und doch seinen Wohnort nicht wüßte" In kurzem erfuhr er: „ein gewisser Seibold, vermuthlich der, nach welchem er sich erkundigte, lebe in Sondenheim; und in Waldengrund würden die Briefe für ihn abgegeben." Nun schickte er sogleich seinen Kammerdiener, dem er völlig trauen konnte, mit dem Auftrage ab, sich an beiden Orten genau nach Seibold und Emilien zu erkundigen.

Selenberg hatte einen Plan entworfen, der seiner würdig war. Unter den Opfern seiner Wollust befand sich auch ein reizendes Mädchen, Julie Silbermann, die Tochter eines Försters auf einem ihm gehörigen Gute in der Mark. Ihr Vater ließ sie von ihrem dreizehnten Jahre an in Berlin erziehen. Eitelkeit und Putzsucht machten sie schwach: und kaum war sie völlig erwachsen, so wurde sie von ei-

nem jungen Wüstling verführt. Sie verführte nun ihrer Seits den jungen Menschen zu ungeheuern Verschwendungen. Seine Anverwandten erfuhren das, und Julie mußte um gerechter Ahndung zu entgehen, zu ihrem Vater fliehen. Hier kam sie Selenbergen zu Gesichte, den eine Reise auf das entfernte Gut gebracht hatte. Die Schönheit und die unschuldige Miene des Mädchens zogen ihn an. Sie, eine schon völlig ausgelernte Buhlerin, machte ihm mehr Mühe, als jemals vorher die Tugend. Endlich siegte er, und wurde nun bald überzeugt, daß Julie nichts weniger als unschuldig gewesen war. Indeß hielten ihre Buhlerkünste ihn länger fest, als es je ein tugendhaftes Mädchen konnte, und er brach seinen Umgang mit ihr nie gänzlich ab.

Dieses listige und reizende Mädchen bestimmte Selenberg zu einem Fallstricke für Hennig. Sie kam auf eine schriftliche Einladung von ihm. Er theilte ihr seinen Plan mit, und versprach ihr, eine große Summe Geldes, wenn es ihr ihr gelänge, den jungen Halden in ihr Netz zu ziehen. Um ihr dieß zu erleichtern, machte er ihr eine sehr ausführliche Beschreibung von Hennigs Charakter, verhehlte ihr die Schwierigkeiten nicht, die sie antreffen würde, und reizte dadurch ihre Eitelkeit, auch einen so seltnen jungen Mann zu erobern.

Hennig bewohnte ein Haus in der Vorstadt, dessen Garten auf das Feld hinaus ging. Bei seinem Nachbar, einem Tischler, wurde Julie von dem Verwalter eines Selenbergischen Gutes eingemiethet. Der Verwalter machte bei dem Hauswirth Stille und Einsamkeit zu der einzigen Bedingung; und nach einigen Tagen bezog Julie ein Stübchen, dessen Fenster in den Garten gingen. Sie war gut, höflich, gefällig, und dabei auch sehr einsam und fleißig. Ihre einzigen Vergnügungen nach der Arbeit waren der Garten und ihre Harse. Schon am ersten Abend sah sie den Forstmeister im Garten seiner Wohnung spazieren gehen; sie hielt es indeß nicht für rathsam, seine Aufmerksamkeit sogleich zu erregen. Erst nach einigen Tagen erklang ihre Harfe aus dem offenen Fenster, oder Abends aus der Laube.

Hennig hatte ein Fernrohr im Fenster stehen, mit dem er zuweilen in die Gegend hinaus sah. Jezt richtete er es dahin, woher die angenehmen Töne kamen. Julie sezte sich nun ruhig auf den Rasen in dem Garten, und schien nichts davon zu merken, daß sie beobachtet wurde. Bald las sie: bald hatte sie den Schooß voll Blumen, um Kränze daraus zu winden. Hennig konnte nie ihr Gesicht zu sehen bekommen, weil sie einen Hut trug, der es verdeckte; ihre Figur aber fand er äußerst reizend. Da sie nicht

wußte, daß ein Mann mit einem Fernrohr hinter einer Gardine stand, so nahm sie sich keine Stellung übel, doch ohne durch irgend eine die Sittsamkeit zu beleidigen. Jezt sah Hennig nur den weißen runden Arm und das schöne braune Haar, das auf dem weißen Halse schwamm; dann eine Weile den kleinen Fuß der unter dem Rocke hervorstand, wenn sie sich auf den Boden gesezt hatte. Jezt beugte sie sich in dieser Stelluug, auf die linke Hand gestüzt, vorwärts, um noch einen Zweig von der Myrte zu pflücken, die einen Schritt weit von ihr stand; und nun sah er den ganzen Fuß, ja auf einen Augenblick auch den weißen Strumpf bis zur Wade. Endlich hob sie auch einmal den Kopf auf, um das Wetter zu betrachten; nun sah er das helle blaue Auge, das liebliche Kolorit der Wangen, und dachte, ein schönes Mädchen!

Für einen jungen Mann von Hennigs offenem Herzen, der sich fast schon im Entstehen seiner ersten Leidenschaft von der Geliebten getrennt hat, ist ein schönes Mädchen in einem Garten die allergefährlichste Nachbarschaft. Kein Sofa in der Welt gibt zu so reizenden Stellungen Veranlassung, als ein Grasplaz, auf dem das Mädchen sich zwischen zwei Rosenstauden lagert; und der schönste Pompadour, oder das Thee-Eingießen, kann es nicht halb so reizend in Bewegung setzen, als ein Schmetterling, den

es haschen will, und der bald hoch, bald niedrig, bald langsam, bald schnell, bald gerade aus, bald in einer Schlangenlinie, weiter fliegt. Jede Stellung, vom ruhigen Gehen an, bis zu dem leichtesten Laufen, kommt da in eine einzige Minute. Alle gut gebaueten Mädchen werden dadurch sehr reizend; und nun gar die schöne Julie, die ihrem Körper durch die Tanzkunst Grazie zu geben gelernt hatte! Wer einmal die Vigano auf der Schaubühne sah, wird die Gefahr des armen Hennigs begreifen.

Julie aber bestürmte nicht nur seine Augen, sondern auch seine Ohren. Noch am späten Abend saß sie in einer Laube, und spielte die Harfe. Auch sang sie dazu, freilich nur mittelmäßig; aber sie wußte recht gut, daß ein Mann, der den Tag über sich an der Gestalt eines Mädchens beinahe blind gesehen hat, am Abend leicht auch ihre nur erträgliche Stimme sehr angenehm findet.

Nach einigen Tagen fing sie an, gerade auf Hennigs Herz einzudringen. Sie setzte sich still in eine Laube, und lehnte den Kopf an einen Baum; dann ging sie langsam und traurig, mit gefaltenen Händen, den Garten einige Male auf und ab; endlich zog sie einen Brief aus dem Busen, las ihn, bedeckte die Augen mit ihrem Schnupftuche, hob die Arme gen Himmel auf, und versank dann wieder in eine schweigende Trauer.

Nun hatte sie gewonnen; den Hennig legte das Fernrohr weg, und dachte mitleidig: was mag dem armen Mädchen wohl fehlen? In diesem Augenblicke ging Julie zu dem Garten hinaus, den Weidengang in das Feld, an Hennigs Garten vorüber. „Ich will sie fragen," dachte Hennig, „was ihr ist, und ob ich ihr helfen kann." Er ging hinunter und stellte sich in die Hinterthür seines Gartens, weil Julie da wieder vorüber gehen mußte. Sie kam zurück und hatte ihre Augen auf den Boden geheftet. Je mehr sie sich näherte, desto mehr verlor Hennig den Muth zu fragen: „was fehlt Ihnen?" Er wollte schon leise weggehen, da erblickte sie ihn und schien heftig zu erschrecken. Sie stellte sich furchtsam, weil sie glaubte, das würde ihn dreist machen. Da irrte sie sich aber. Hennig wäre dem Teufel unter die Augen getreten; doch einem so schüchternen, furchtsamen, guten Mädchen? Ihm war bange, daß seine Worte zu hart sein Aufdringen beleidigend seyn möchte. Sie warf im Vorübergehen einen schnellen Blick auf ihn, und er sagte mit der sanftesten Stimme: „guten Abend, Mamsell!" — — Jetzt stand Julie an einem schmalen Graben, der beyde Gärten trennte. Hennig sprang hinzu, um ihr seine Hand zu reichen; aber so eben war sie hinüber gehüpft und sagte mit einer sehr angenehmen Verbeugung: „ich danke Ihnen." Nun hatte Hennig wieder Muth. Er zeigte auf den Gra-

ben, und sagte: „mich dünkt, Mamsell, Sie haben in Ihrem Leben schon breitere Abgründe zu überschreiten gehabt, als diesen. Sie sollten eine Hand, die Ihnen zu helfen bereit ist, nicht ausschlagen."

Julie seufzte. „Es gibt mehr Abgründe, als hülfreiche Hände! . . . Ich hoffe, bald ruhig zu seyn."

„Das wünsche ich Ihnen von Herzen; und sollte Ihr Geschick Sie wieder an einen Graben führen, so rechnen Sie auf diese Hand, Mamsell Nachbarin." — Sie dankte mit einem lächelnden Blicke. „Nachbarin?" wiederholte sie fragend. „Ja, Nachbarin!" — Nun mußte Hennig ihr das erklären und während dessen kamen sie an die Thür zu Juliens Garten. Sie setzte sich auf eine Bank, und der Forstmeister blieb ihr gegenüber stehen. Man sprach von dem schönen Abend, von der Natur, vom bestirnten Himmel. Dabey ließ Julie von ungefähr fallen, daß sie die Tochter eines Landpredigers sey, und fing an zu stammeln.

„Leben denn Ihre Aeltern noch?" — „Ja." — „Und wie geht es denn zu, daß Sie sich hier aufhalten?" — Sie seufzte; und Hennig sah ihr scharf ins Gesicht. Nun hob sie mit weinerlichen Tone an: „glauben Sie nichts Böses, mein Herr. Ich bin sehr, sehr unglücklich. Meine

Aeltern lieben mich, und ich sie; aber dennoch sind wir getrennt, und müssen es seyn, so lange meine Unschuld mir theuer ist. O, nur die tiefste Verborgenheit kann mich vor den Verfolgungen eines grausamen Menschen retten!"

„Liebe Mamsell," sagte Hennig jezt; „ich will nicht mehr wissen, als Sie mir freywillig sagen wollen. Aber" — er ergriff ihre Hand — „glauben Sie mir, bis hieher soll die Verfolgung Ihres Feindes nicht dringen. Betrachten Sie mich als Ihren Beschützer, als Ihren Freund. In der That, ich bin das schon gewesen, ehe Sie mich noch kannten; denn ich habe Ihre Trauer gesehen."

Julie unterbrach ihn, und dankte für das Versprechen seines Schutzes mit der entzückten Heftigkeit einer Hülflosen, die sich auf einmal gerettet sieht. Die Bekanntschaft war nun gemacht; und Hennig sagte, als er wieder auf seinem Zimmer war: „ich bin zu einer glücklichen Stunde hier eingezogen."

Am folgenden Tage wünschte Hennig der schönen Julie über die Hecke weg einen guten Morgen. Sie dankte ihm freundlich aus der Laube, in welcher sie Thee trank, und er ritt ganz ruhig zu seinen Geschäften. Am Abend war Hennig in seinem Garten. Erst sprach er eine Zeitlang

über die Hecke weg mit seiner Nachbarin; dann bat er sie, mit ihm noch einen Spaziergang zu machen. Sie schien zu errōthen; doch abschlagen konnte sie seine Bitte nicht wohl. Hennig bot ihr seinen Arm, als sie langsam aus dem Garten hervor trat: sie nahm ihn, und so gingen Beide in die duftende Wiese.

Hennig schilderte ihr seinen Oheim und dessen häusliches Leben. Sie malte ihm ein Gegenstück dazu aus ihrem väterlichen Hause; und es fand sich, daß sie Beide auf gleiche Weise erzogen waren. Nun konnte das unschuldige Mädchen wohl Vertrauen in Hennigen setzen! Was durfte sie bei einem Manne befürchten, dem Tugend und Reinheit des Herzens eben so theuer waren, wie ihr selbst! So etwas äußerte sie wirklich; und als Hennig sie bat, ihn mit ihrem Unglücke bekannt zu machen, trug sie kein Bedenken, seine Bitte zu erfüllen.

Sie sezten sich auf einen Haufen Heu. Als Julie ihre Geschichte anfing, faßte sie spielend eine Handvoll nach der andern, und ließ sie mit aufgehobenem Arme nach und nach auf sich herunter fallen. Hennig ahmete die Spielerey nach; er bestreuete so das schöne Mädchen allmählig mit Heu, und dann auch sich selbst, bis endlich Julie bey ihrer Geschichte in's Feuer gerieth. Wir geben diese Ge=

schichte nur in einem trocknen Auszuge; Julie aber erzählte sie mit hoher Leidenschaft. Bald ergriff sie versichernd Hennigs Hand; bald hielt sie sich, als ob sie noch jezt vor der Gefahr erschräcke, an ihm fest; ja, bisweilen vergaß sie sich so ganz, daß sie ihn mit Innigkeit umarmte. Gegen das Ende der Geschichte waren Beyde in dem Haufen Heu, wie versunken.

„Ihr Vater war ein Prediger, weit von dieser Gegend. Der Edelmann im Dorfe, ein junger Wüstling hatte eine heftige Leidenschaft zu ihr bekommen und den Plan gemacht, sie zu verführen. Das unschuldige Mädchen war freundlich gegen ihn, und dachte an nichts Arges, bis er unverschämt wurde. Nun zog sie sich zurück. Der Edelmann, Patron der Pfarre, fing an ihren Vater zu kränken und versuchte tausend Mittel, seinen boshaften Zweck zu erreichen, Sie äußerte den größten Abscheu vor dem Wollüstling und er drohete mit Gewalt. Nun floh sie zu einem nahen Verwandten; aber auch da war sie nicht sicher. Endlich wurde sie von einem andern Verwandten hieher gebracht; doch der Edelmann war ihr schon wieder auf der Spur, und nur die tiefste Verborgenheit konnte sie vor seiner Verfolgung schützen.“

Hennig fand das zwar ein wenig unwahrscheinlich; aber er sagte nichts, weil ihm seine Schwester einfiel. Die

schöne Julie legte sich nun, mit Thränen in den Augen ermattet in das Heu zurück, sah zum Himmel auf, und blieb einige Minuten so liegen.

„Liebe Julie," sagte Hennig: „kommen Sie! Der Rückweg wird Sie zerstreuen." Er nahm das Heu von ihrem Schooße, von ihren Füßen, und aus ihrem Haare. Dann stand er auf, faßte sie in seine Arme, küßte sie, und sagte: „unschuldige, reine Seele!" Mit diesen Worten hob er den Fuß, um nach Hause zu gehen. Er brachte Julien vor ihren Garten, wünschte ihr eine gute Nacht, und ging ganz ruhig auf sein Zimmer. — Das ist ein seltsamer Mensch! dachte Julie, und schlüpfte in das Haus.

Die feine Julie war am Ende noch zu andern Ausrufungen genöthigt. Einer Mondsfinsterniß wegen, die sie gern sehen wollte, war sie in einer der folgenden Nächte ganz allein bei ihm auf seinem Zimmer, und saß neben ihm auf dem Sofa. Sie hatte so viel Vertrauen zu ihrem guten Nachbar, daß sie sich, als sie müde wurde, an seine Brust lehnte, und — entweder vor langer Weile wirklich entschlief, oder sich aus Absichten so stellte; aber ungestörter hätte sie in ihrem Bette nicht schlafen können. Als die Mondsfinsterniß, eine totale, anfing, weckte Hennig sie sanft, und löschte das Licht aus; damit sie sehen könnte, wie dunkel es allmählig würde. Sie saß noch

immer neben ihm auf dem Sofa, und lehnte den Kopf an seine Schulter. Er seufzte einmal, als er ihr Herz an seiner Brust pochen fühlte; auch legte er seine Lippen an ihre Stirn, und drückte sie an sich, aber dabei blieb es. Hennigs Fantasie war noch nicht von Bildern der Wollust entweihet; er seufzte vor Entzücken über die zutrauliche Freundschaft des lieben, zärtlichen Mädchens. Doch etwas Gefährlicheres hätte ihm nicht begegnen können; seine Seufzer waren in der That die Wirkung einer entstehenden Liebe zu dem reizenden Mädchen.

Hennig fing an seiner Louise untreu zu werden; und hätte der feinen Julie nur geahnet, daß es Männer gibt, die lieben können, ohne wollüstig zu seyn, daß Liebe und Wollust sehr von einander verschieden sind; es wäre ihr leicht gewesen, Hennigs Liebe zu Louisen, die doch wirklich nur die erwachende Empfindung des jugendlichen heissen Herzens war, zu vernichten. Aber Julie wollte weniger als das; und gerade dadurch zerstörte sie ihr eignes Gebäude. Hätte sie ihren wahren Namen gesagt, und eine Fabel erfunden, bei der sie nicht am Ende als eine Lügnerin erscheinen mußte; so würde sie Hennigen weit haben treiben können.

Hennig theilte sein Herz beinahe schon; er fühlte eine fast eben so heiße Sehnsucht nach Julien als nach Louisen.

Zwar nannte er seine Empfindung nicht anders als Freundschaft; aber doch mußte er sich selbst gestehen, daß diese Freundschaft sehr innig wurde. Seine Treue gegen Louisen war freilich noch unverlezt, und er dachte nicht an den Wunsch in eine nähere Beziehung mit Julien zu treten; aber doch vergaß er jene fast gänzlich, wenn er Julien bei sich hatte. Und diese war jeden Abend bei ihm, oft halbe Nächte auf seinem Zimmer. Er lehrte sie die Harfe spielen, lehrte sie singen, und sein Herz wurde mit jedem Tage weicher. Nothwendig mußte er bald zu der Bemerkung kommen, daß Julie seiner Treue gefährlich wurde. Nun that er, was alle junge Leute in einem solchen Falle thun, was aber ein sehr gefährliches Mittel sich zu retten ist. Er stellte sich kälter gegen Julien. Sie merkte das, äußerte Unruhe, machte ihm Vorwürfe, nnd veranlaßte dadurch leidenschaftliche Unterhaltungen. Hennig entdeckte ihr, daß er sein Herz und seine Hand vergeben habe; doch in so räthselhaften Ausdrücken, daß diese Entdeckung wie eine Liebeserklärung aussah. Hier hätte nun Julie ihre Rolle besser spielen sollen. Sie mußte erschrecken, in sich versinken und so weiter. Wirklich fing sie recht artig an; aber sie war nicht im Stande, ein so reines Herz, wie Hennig hatte, zu behandeln. Sie gab zu verstehen: eine Untreue sey eben kein großes Verbrechen, wenn nur die Betrogene sie nicht erfahre.

Das sagte sie nicht in eben dem Augenblicke, als Hennig ihr seine Liebe entdeckte, sondern einige Tage nachher, auch nicht so geradezu, sondern sehr bemäntelt, mehr mit Blicken, mit Umarmungen, als mit Worten. So fein das auch angefangen war, so machte es Hennigen doch stutzig. Er hatte geglaubt, sie würde ihre schon sichtbar genug gewordene Leidenschaft nach dieser Entdeckung verbergen; aber zu seiner Verwunderung geschah das Gegentheil. Doch eine Geliebte kann viel thun, ehe der Liebende es wagt, sie zu beschuldigen.

Hennig ließ sich wieder von dem Zuge ihrer Leidenschaft fortreißen, aber ein Brief von seinem Oheim, und die zwey Worte: „Treue! Louise." auf einem Stückchen Papier, löschten, wie durch einen Zauberschlag, die verzehrenden Flammen in seiner Brust, obgleich nicht den glühenden Grund seines Herzens. Gerade um die Zeit, da er sonst Julien zu besuchen pflegte, ritt er heute aus. Er wußte selbst nicht, wie es zuging, daß sein Pferd sich auf die Wiese hinter seinem Garten verirrte. Nur durch eine Art von Anstrengung gelang es ihm, die Wiese zu verlassen. Er kam spät nach Hause, ging auf sein Zimmer, hütete sich sogar, einen Blick in den Garten zu werfen, und kleidete sich aus, um dann noch etwas zu arbeiten. Da pochte jemand leise an seine Thür, und Julie trat herin.

Sie traf die rechte Stunde. Nie ist man leichter untreu, als wenn man sich so eben fest entschlossen hat, recht treu zu bleiben. Man fühlt sich dann so stark, daß man die einzige Wehr, Behutsamkeit, von sich wirft. Hennig eilte, mit dem Ausruf: „meine Freundin!" auf Julien zu; und seine Freundin lag weinend die Hände ringend, an seinem Herzen. „Nein," sagte sie zärtlich: „Sie hassen mich! ja, Sie hassen mich!" Dieser Vorwurf nöthigte Hennigen, ihr zu beweisen, daß er sie nicht haßte. Er umarmte sie, drückte sie an seine Brust, und war sogar schwach genug, ihr zu versichern, daß er sie liebe.

Kaum hatte er das gesagt, so erschrack er und wollte den Fehler wieder gut machen. Er entdeckte Julien den Zustand seines Herzens, und versicherte zwar nicht, daß er sie mehr liebe als Louisen, sagte aber doch genug, um sie auf den Gedanken zu bringen. Mit Innigkeit faßte er ihre Hände, küßte sie und benetzte sie mit Thränen. Er beschwor Julien, ihn zu vergessen; kurz, er that Alles, um die Leidenschaft noch mehr zu entflammen. „Ja," sagte er endlich: „ja, wir müssen uns trennen, wir müssen!" Bey diesen Worten stand er auf, und Julie mit ihm. Er näherte sich der Thür, um sich selbst zu überreden, daß sein Vorsatz fest sey; denn er fühlte jezt, daß er das Mädchen nicht würde fahren lassen.

Julie hielt seine Bewegung nach der Thüre hin für Ernst, und sagte: „Halden, ich verlange ja Ihre Hand nicht; ich bin gern mit ihrem Herzen zufrieden. Geben Sie der glücklichen Louise Ihren Namen; mir lassen Sie nur einen Theil Ihrer Liebe."

„Wie ist das möglich, Julie? sagte Hennig betreten. „Ich sollte noch mehr betriegen? Habe ich nicht die gute, treue Louise schon ohnedieß betrogen? Denken Sie! wenn Sie ein Mann so betröge!"

Julie mußte hier schaudern, die Hände zusammenschlagen, den stärksten Abscheu äußern, sich mit erhabenem Pathos an die beleidigte Louise wenden, und feierlich schwören, daß sie ihn niemals wiedersehen wollte. Hätte sie das gethan, so würde Hennig sie nicht gelassen haben; allein die Buhlerin glaubte, er sinne nur auf ein Mittel, wie er sie besitzen könnte, ohne Louisen sein Wort zu brechen. Sie umfaßte ihn mit Zärtlichkeit, und sagte liebkosend: „wie kann denn Louise erfahren, daß Sie mich lieben?"

Etwas Unbesonneners hätte sie gar nicht sagen können; denn das Wort Liebe mußte sie schlechterdings vermeiden. Hennig sprang auf, er sah den Abgrund vor seinen Füßen, und sagte erschrocken: „nein, es ist nicht möglich; sie muß es erfahren!" Julie wurde durch diese Worte noch mehr

in ihrem Irrthume bestärkt, und glaubte jezt, denn Sieg schon in Händen zu haben. Sie bat ihn, sich zu ihr zu sezen, und wollte ihm nun begreiflich machen, daß Louise gar nichts verlöre, wenn sie nur seine Untreue nicht erführe. Hennig schwieg, weil er vor Schrecken und Abscheu nicht ein Wort sagen konnte. Sie hätte seine Empfindungen in seinem Gesichte lesen können; aber er saß im Schatten, mit dem Rücken gegen das Licht gewendet, und überdieß lispelte sie mit niedergeschlagenen Augen. So fuhr sie denn muthig fort das System einer planmäßigen Betriegerei auseinander zu sezen, die ihr so höchst natürlich schien.

Hennig hörte Anfangs mit immer größerem Abscheu, doch endlich mit Kälte zu. „Ich will das überlegen," sagte er ruhig, und stand auf. „Jezt aber gute Nacht, liebes Kind!" Er faßte ihre Hand, führte sie hinunter bis an ihre Gartenthür, und ließ sich kein Wort entfallen, woraus sie ihn errathen konnte. Als er wieder auf sein Zimmer zurück gekommen war, ging er eine Weile heftig auf und nieder, und rief dann endlich: „Louise! Louise! für wen habe ich dich aufgegeben! Betriegen! dich betriegen!" Er legte sich in das offne Fenster, und weinte Thränen der Scham, der bittersten Reue. Nicht lange: so hörte er Julien die Harfe spielen. Sonst konnten diese Töne sein Herz in Bewegung sezen; doch jezt fand er sie

widrig, und machte das Fenster zu. Je länger er überlegte, desto stärker quälten ihn die Vorstellungen: „was würde Louise sagen, wenn sie das wüßte! Ja, ich habe sie betrogen, und muß sie betriegen, so lange ich lebe; denn kann ich ihr das je entdecken?"

Jezt kam er auf den Gedanken, den Zeugen seiner Untreue, Julien, zu entfernen. Er ging am folgenden Morgen zu ihr, erkundigte sich näher nach ihren Verwandten, und sagte, daß er an diese schreiben wollte. Julie gerieth in Verwirrung. Sie verwickelte sich in Widersprüche, die Hennigen bey seinem jetzigen Mißtrauen nicht entgingen und konnte auch ihren Verdruß über das Scheitern ihres Planes nicht ganz verbergen. Hennig, der sie jezt mit forschenden Augen ansah, bemerkte etwas Zweydeutiges in ihren Bewegungen; seine Achtung für sie verlor sich gänzlich, und er fühlte nun bey ihr nichts mehr, als daß sie schön war. Julie machte in den nächsten Tagen noch einige Versuche, die vorigen Empfindungen wieder bey ihm zu erregen, und es gelang ihr auf gewisse Weise. Hennig schloß sie wirklich auf's neue an seine Brust, und seine Küsse waren heißer, als je, aber seinem Betragen fehlte jezt jenes Zarte, Feine der Achtung. Nicht eine einzige Fieber seines Herzens, nur seine Sinnlichkeit brachte Julie in Bewegung. Und jede solche Minute kostete ihr den Aufwand von zärtlichen Blicken und Liebkosungen, welchen die vorige gekostet hatte.

Seine Seele blieb nicht, wie sonst, in einer fortgehenden Bewegung der Leidenschaft; immer mußte ihn ein Sturm auf's neue erschüttern. So oft sie ihn aus den Armen ließ, fühlte sie immer mehr, daß sie ihn unwiederbringlich verloren hatte.

Er drang noch bestimmter wegen ihrer Verwandten in sie und sie suchte eine Ausflucht über die andere. „Nicht wahr?" sagte er endlich mit einem Lächeln, das fast wie Spott aussah: „Sie haben mir eine Fabel erzählt, und halten sich aus andern Ursachen hier auf?" Julien schlug das Herz; sie erröthete, wurde dann bleich und verwickelte sich auf's neue in Widersprüche. Hennig brach das Gespräch ab, wurde einsylbig, und verließ sie bald mit sichtbarer Kälte.

Nun trieb er seine Geschäfte, wie zuvor, ohne sich weiter um Julien zu kümmern. Wenn sie sich ihm in den Weg stellte, so sprach er mit ihr, aber nur kalt und höflich. Er war schon völlig überzeugt, daß sie ihn betrogen hatte; indeß drang er noch einige Male in sie, ihm zu sagen, woher sie wäre, und was sie zur Absicht hätte. Sie blieb hartnäckig bey ihrer ersten Erzählung, hatte aber sogar Hauptumstände vergessen, und sagte heute gerade das Gegentheil von dem, was sie einige Tage vorher gesagt hatte.

Eines Morgens erfuhr sie zu ihrem großen Verdrusse, der Forstmeister von Halden sey in eine andere Gegend der Stadt gezogen. Sie eilte, sobald es finster war, zu Selenbergen, und erzählte ihm den ganzen Verlauf ihrer Geschichte vom Anfang an sehr ausführlich. Er lächelte und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Als sie endlich auf den Umstand kam, daß Hennig aus der größten Leidenschaft auf einmal in die größte Kälte übergegangen sey, sagte Selenberg: „Mädchen, du hättest Frau von Halden werden können, wenn du einen Fantasten zu behandeln wüßtest! Aber es ist schon gut so. Bleib jetzt nur in deinem Hause einsam und traurig. Wenn dich Leute sehen, so halte dein Tuch vor die Augen, und klage über Unglück, über die Treulosigkeit der Männer. Du mußt nur wissen, daß deine Rolle noch nicht zu Ende ist."

Durch die dritte und vierte Hand machte nun Selenberg einen jungen Herrn auf Juliens Schönheit aufmerksam und ließ ihm auch zuflistern, daß sie die Geliebte des Forstmeisters von Halden gewesen sey. Der junge Herr sah das Mädchen, fand sie bezaubernd, erkundigte sich, und miethetete eben die Zimmer, die Hennig vorher bewohnt hatte. Julie war einsam und weinte fast ununterbrochen. Die Leute in ihrem Hause erzählten: „der Forstmeister von Halden sey mit ihr vertraut umgegangen; aber auf ein=

mal habe er seine Wohnung neben an verlassen, und seitdem weine die schöne junge Mamsell, daß es einen Stein erbarmen möchte."

Das wurde weiter erzählt, nnd kam mit ungeheuern Zusätzen an den Hof. Nicht lange, so war es auf ganz natürlichen unverdächtigen Wegen auch in Nansleben bey der alten Cousine, die mit mehreren Personen in der Residenz Briefe wechselte. „Lesen Sie einmal, Gräfin!" sagte das Fräulein, und hielt Louisen den Brief hin. Diese las, nnd wurde blaß; doch jezt bemerkte sie auch das boshafte Lächeln des Fräuleins, gab den Brief zurück, und sagte: „hat man nicht noch sonst etwas von Halden? Ich wundere mich, daß man so lange ruhig gewesen ist!" Bald aber kamen Besuche aus der Residenz, nnd die erzählten einstimmig, daß der Forstmeister Halden ein gewisses schönes Mädchen geliebt habe. — „Er liebt sie noch," sagten Einige. — „Nein, er hat sie verlassen," sagte ein Anderer. „Sie vergeht fast vor Gram. Ich habe sie selbst gesehen; sie ging im Garten auf und nieder, und weinte bittre Thränen. Schön ist sie, das kann man ihr wirklich nicht absprechen!" — Das Alles drang wie Dolchstöße in Louisens Herz; aber noch immer behielt sie Glauben an Hennigs Tugend. Verleumdung! dachte sie; das beweisen ja die Widersprüche mit denen die Begebenheit erzählt wird.

Louise vertheidigte Hennigen gegen ihren Vater mit dem zärtlichsten Eifer. Der Graf sagte mit Kopfschütteln: „ich muß das genau wissen! Wir wollen selbst nach der Residenz.“ — „Sie werden sehen,“ erwiederte Louise, „daß ich Recht habe, und daß er nur verleumdet wird.“

Das Fräulein schrieb der Kammerherrin: die Reise wäre beschlossen; und Karl eilte in die Residenz zu Selenbergen. Nun wurde Julien Louisens Gestalt sehr genau beschrieben, weil diese gegen das Fräulein geäußert hatte, daß sie ihre Nebenbuhlerinn selbst sprechen wollte.

Louisen pochte das Herz immer stärker, je mehr sie sich der Residenz näherte. Gleich nach der Ankunft schickte sie zu Hennigen; der war aber nicht da, weil Selenberg ihn durch einige Bekannten zu einer kleinen Reise auf einige Tage hatte bereden lassen. Jezt wurde Louise noch unruhiger. Gegen Abend hängte sie einen Flor über, wickelte sich in eine Enveloppe, nahm ihre Jungfer mit, und begab sich zitternd nach der Vorstadt. — Der Jäger, der sie begleitete, mußte sich nach der Wohnung des Forstmeisters erkundigen. Louise ging nun gerade in das Haus, worin Julie wohnte, und bat um Erlaubniß, durch den Garten auf die Wiese zu gehen, wohin sie den Jäger schon geschickt hatte, daß er sie da erwarten sollte. Dann fragte sie nach dem Preise eines Tisches, der gerade da stand, und

kaufte ihn, ohne etwas abzudingen. Nun war das Gespräch in Gang gebracht. Louise erkundigte sich nach dem Forstmeister Halden, und bekam von der Frau des Tischlers nur ein Achselzucken zur Antwort. Sie fing wieder an: „es gehen ja wunderliche Gerüchte von dem Forstmeister umher. Hier in der Nähe soll ein Mädchen wohnen...."

„Hier im Hause, schönes Mamsellchen! Wahrhaftig hier im Hause wohnt das gute, unglückliche Kind, das so angeführt ist."

Louise setzte sich sogleich in einen Lehnstuhl, und hielt den Fächer vor das Gesicht, um ihre Todtenblässe zu verbergen; denn sie fühlte, daß ihr Blut aus den Wangen zurücktrat. Sie fragte mit zitternder Stimme: „angeführt? von wem denn?"

„Je nun, von wem sonst, als von dem Herrn Forstmeister? Sehen Sie, das gute Kind wurde hier von einem Verwandten eingemiethet, weil wir ordentliche und ehrbare Leute sind. Ach, Sie sollten nur wissen, was das arme Julchen schon vorher ausgestanden hatte! Nun war sie hier, und lebte ganz still für sich. Aber nicht lange so ging ihr der Forstmeister auf allen Schritten nach. Bald setzte er sich im Garten neben sie, bald nahm er sie mit hinaus auf die Wiese. Er war auch still, gar nicht so, wie die

andern jungen Herren. Und schön ist er dazu, wie ein Wachsbild. Ja, wie das so geht! Zulezt hatte er sie doch beschwazt. Nun waren sie alle Abende auf der Wiese oder in der Laube zusammen; und die Gartenthür stand dann immer offen. Lieber Gott! wer denkt an alles? Da ist sie denn oft die ganze Nacht bei ihm auf seiner Stube gewesen. Das haben wir erst hinterher erfahren. Und das war ein Geherze und Gedrücke und Geküsse! Freilich, trocken Holz brennt leicht. Sehen Sie, wie nun junge Mannsleute sind! Er mochte endlich ihrer müde seyn. Auf einmal war er ausgezogen, und seitdem hat das arme Kind kein trocknes Auge mehr. Sie nimmt keinen Trost an, und klagt nur immer über ihr Unglück. Gott behüte, wenn's wahr wäre!"

„Was denn?" fragte denn Louise zitternd: „was soll denn wahr seyn?"

„Ja, liebes Mamsellchen, bedenken Sie doch nur! Das arme Julchen war ja ganze Nächte bei ihm auf der Stube; und da beten so ein Paar junge Leute nicht zusammen; Es sollte mich eben nicht wundern, wenn sie von ihm schwanger wäre."

Louisen seufzte bei diesem unglücklichen Worte tief und ängstlich. Sie stand jezt auf, um Julien selbst zu spre-

chen, weil doch die Aeußerung der Frau noch immer zweifelhaft war. Ihre Jungfer mußte ihr in den Garten folgen.

Julie kam ihr entgegen, erkannte sie sogleich, und redete sie mit etwas Gleichgiltigem an. Louise winkte ihrer Jungfer, daß sie auf die Wiese gehen sollte, und setzte sich mit Julien in eine Laube. Sie würde dennoch ihre Absicht nicht haben erreichen können, wenn Julie ihr nicht halb entgegen gekommen wäre. „Ach, ein trauriges Gesicht," fing diese an: „ist jezt für mich der beste Anblick; und Sie scheinen ja traurig, liebe Mamsell." Nun war das Gespräch angeknüpft. Louise erzählte, was ihr die Wirthin gesagt hatte, und bezeugte ihr Mitleiden darüber. „Ach, leider!" erwiederte Julie mit klagender Stimme: „ich kann es nicht leugnen, so gern ich auch möchte! Warum hätte ich auch ein Geheimniß aus dieser Liebe machen sollen, da mir der treulose Mann so oft aufs heiligste versicherte, daß er mich heirathen würde!"

„Sie heirathen?" fragte Louise mit leiser Stimme, und faßte zitternd Juliens Hand.

„Ach, dieß Versprechen, dem ich so ganz trauete, hat mich unaussprechlich unglücklich gemacht. Nur der Bösewicht weiß, wie fürchterlich, wie verzweiflungsvoll mein Zustand ist."

„Gott im Himmel!" rief Louise, die Hände empor hebend, mit einem schmetternden Tone, der deutlich sagte, daß ihre Seele zerrissen war. Julie erschrack, und schlug zitternd den lichtscheuen Blick zu Boden; eine schmerzhafte Angst ergriff ihre zagende Seele. Sie faßte Louisens Hände, und zog sie nieder, weil es ihr war, als ob die Betrogene um Rache an ihr zum Himmel riefe. „Nein," sagte sie ängstlich und bittend: „nein, er ist kein Bösewicht! Ich, ich bin die Unglückliche — Es gibt keinen Teufei auf der Erde; so boshaft wie Julie seyn sollte, ist kein Mensch. Selbst Selenberg würde bei Louisens Angst, bei ihrem Jammergeschrei sich gescheuet haben, sein Verbrechen zu vollenden.

Julie floh die Schrecken ihres Gewissens, und eilte, in der Meinung, daß sie nun der Gräfin die ganze Verrätherei entdeckt habe, aus dem Garten nach ihrem Zimmer. Louise ging zitternd und trostlos auf die Wiese, stützte sich da auf den Jäger, und schwankte mit brennendem Schmerz im Busen, ohne Trost und ohne Glauben an die Menschheit nach Hause.

Julie lief zu Selenbergen, und stürzte mit bleichem, angstvollem Gesichte zu ihm in das Zimmer. „Nein," sagte sie laut; „länger will ich nicht Menschen quälen. Ich muß fort, oder ich entdecke Alles; und dann können Sie thun was Sie wollen."

Es kostete Selenbergen Mühe, von ihr herauszubringen, was sie so erschreckt hatte. Sie beschrieb die Gräfin, und versicherte, daß der Anblick ihr fürchterlich gewesen wäre. Sogar Selenberg fühlte eine Art von Mitleiden für Louisen; indeß, zurückzugehen konnte ihm nicht einfallen. Er gab Julien die versprochene Summe, und sie reiste noch in eben der Nacht, sobald nur ihre Kleider eingepackt waren, wieder zu ihrem Vater. Selenberg fand das recht gut; jede Entdeckung der Intrigue war nun verhindert, und das Gift doch richtig da angebracht, wo es wirken sollte.

Die unglückliche Louise überließ sich, als sie wieder auf ihrem Zimmer war, der Verzweiflung. Noch einmal rief die Liebe ihr zu: „nein, es war Halden nicht! Das Mädchen hat sich geirrt!" Ob sie gleich nicht einsah, wie es anders seyn sollte, so glaubte sie dennoch dieser schmeichelnden Stimme, und ging am folgenden Morgen noch einmal zu Julien, um mit ihr recht ruhig zu sprechen. Sie erinnerte sich, daß Julie ihr noch zugerufen hatte: „er ist kein Bösewicht!" Ueber diese Worte sollte das Mädchen ihr Erläuterung geben. Als sie, mit einer leisen Hoffnung im Herzen, in das unglückliche Haus trat, hörte sie, daß Julie in der Nacht abgereist sey. „Ich weiß nicht," fing die Frau des Tischlers an, „wie das so seltsam war mit der Mamsell. Sie sagte mir gestern mit großer Angst

wenn Sie nur nicht da gewesen wären!" Und dabey war sie so sonderbar, daß ich wirklich ungleiche Gedanken habe. Noch, als sie weg ging, sagte sie: ach, hätt' ich mich doch nicht dazu bringen lassen! Das arme Mädchen! Ich fragte, wen sie meinte; da sagte sie, das Frauenzimmer, das gestern hier gewesen wäre! Sie!"

„Mich?" erwiederte Louise lächelnd, und drückte der Frau mit fröhlicher Hoffnung die Hand, weil die Ahnung einer Betrügerei in ihrer Seele aufstieg. Die Frau mußte jezt noch einmal wiederholen, wie alles gekommen war; aber ihre Erzählung blieb ganz dieselbe. Sie hatte einen Besen in der Hand, und sagte zuletzt: „ich wollte eben das Zimmer der Mamsell wieder ausfegen." Louise ging, aus Neugierde zu sehen, wo Julie gewohnt hatte mit in das Zimmer. In diesem Augenblicke klingelte jemand, und die Frau mußte hinunter. Louise die allein blieb, stand an einer Kommode, deren Schubkasten herausgezogen waren. Sie sah ein Papier darin liegen, nahm es, und erstarrte, als sie fand, daß es ein Billet an Julien von Hennigs Hand war.

„Nein, Julie," schrieb er; „eine solche Nacht darf nicht wieder kommen! Sie machen Sich unglücklich, und mich elend. Mein Herz blutet; aber ich darf

Sie nicht wiedersehen. Sie wissen die Bande, mit denen ich gebunden bin. Länger will ich nicht das reinste, treueste Herz, Louisen, betrügen. Nie wieder eine solche Nacht! Bedenken Sie, wie leicht das Glück dreier Menschen zerstört werden könnte. Adieu. Ich sehe Sie heute nicht. H.

Als Louise das las, rann eine große Thräne langsam aus ihrem Auge, und ihr Herz zog sich kalt in ihrer Brust zusammen. Sie steckte das Billet ein, ging die Treppe hinunter durch den Garten, und so über die Wiese nach Hause. Im Gehen siegte ihr jungfräulicher Stolz über jede andre Empfindung ihrer Seele, und sie wurde kalt bis zur Gefühllosigkeit. „Es ist ein sehr elender Mensch!" sagte sie leise, und ihr Schritt wurde immer fester. Sie trat, als sie nach Hause kam, gleichgiltig in das Zimmer. Die alte Cousine wußte schon durch nachgeschickte Leute, daß Louise gestern und diesen Morgen in der Vorstadt gewesen war. „Nun," fragte sie: „haben Sie keine Nachricht, ob es mit dem Forstmeister so ist, wie die Stadt sagt?"

Louise antwortete kalt: „Sie haben Recht gehabt, Cousine. Halden ist ein verächtlicher Mensch. Ich bitte sie jezt um weiter nichts, als daß Sie in meiner Gegenwart seinen Namen nicht mehr nennen." Sie forderte ein Blatt Papier, und schrieb:

„Stärker kann ich Ihnen meine Verachtung nicht ausdrücken, Herr Forstmeister von Halden, als dadurch, daß ich Ihnen dieß, von Ihrer eignen Hand geschriebene Billet zuschicke.

Louise Gräfin von Espenbruch."

Sie schlug Beides in ein Couvert, machte die Adresse, siegelte mit zitternden Händen, klingelte, und sagte zu dem hereinkommenden Bedienten mit Stolz, das sogleich zu dem Forstmeister von Halden. Man soll es ihm geben, so bald er zurückkommt. Bestelle Er das: es ist daran gelegen."

Nach einer Stunde sah sie den Bedienten wieder, und fragte kalt: „hat Er das Billet abgegeben?" „Ja, ich habe den Herrn Forstmeister selbst gesprochen. Er war eben zurückgekommen. Ich fragte, ob ich Antwort bekäme; aber er war auf einmal so bleich geworden, wie die Wand, und ging, ohne mir etwas zu sagen, ins Zimmer. Als es mir zu lange währte, schickte ich seinen Bedienten zu ihm hinein. Der schüttelte, als er wieder herauskam, bedenklich den Kopf, und sagte: Antwort ist nicht nöthig."

Diese wenigen Worte rührten Louisen so sehr, daß sie sich abwenden mußte. Noch einmal rief eine Stimme in ihrem Innern ihr zu: „er ist unschuldig!" Aber ihre Empfindlichkeit brachte diese Stimme sogleich zum Schweigen. Sie befahl den Bedienten: wenn Halden etwa kommen sollte, ihn

abzuweisen; doch der so schwer bestrafte, unglückliche, furchtsame Halden kam nicht.

Er saß in dem furchtbarsten Schweigen, mit Louisens Billet in der Hand, und fühlte sich schuldiger, als er wirklich war. Julie hatte Anfangs sein Mitleiden, und dann seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht, ohne daß sein Herz Louisen untreu wurde. So wie er etwas Zweideutiges an dem Mädchen merkte, verlor es auch den Retz für seine Sinne. Nun wurde es ihm gar nicht schwer, aus Juliens Nachbarschaft wegzuziehen; und mit dem ersten Schritt in sein neues Zimmer war auch seine Liebe zu Louisen in ihrer ganzeu Slärke wieder erwacht. Freilich wird man seine Gefühle für Julien Untreue nennen; aber — wer sagen kann, daß er bey so mannigfachen Versuchungen zur Untreue stärker gewesen seyn würde, als Hennig, der werfe den ersten Stein auf ihn!

Wie ist mein Billet in Louisens Hände gekommen? dachte Hennig, als er sich von seinem Schrecken ein wenig erholt hatte. Er nahm Hut und Stock, eilte nach Juliens Wohnung, und hörte zu seinem Erstaunen, daß sie nicht mehr da sey. Die Wirthin erzählte ihm, das gestern und heute eine junge Mamsell da gewesen wäre, die an Juliens Schicksale sehr vielen Theil genommen hätte. Er erkannte

aus ihrer Beschreibung sehr leicht Louisen und gerieth nun in eine noch größere Verwirrung. Als er langsam wieder zurückging, überdachte er die ganze Begebenheit noch einmal. — Sollte er glauben, daß Alles so angelegt wäre, um ihn seiner Louise verhaßt zu machen? Es sprach Manches für diese Vermuthung; aber doch fand er auch, daß Alles sich ganz natürlich, ohne einen listigen Plan, so hatte reihen können. Ich habe sie verloren!" sagte er zuletzt mit tiefem Schmerze und versank in das Gefühl seines Unglücks.

Hennig behielt indeß einen mächtigen Fürsprecher bey Louisen. Zwar hatte Suschen von ihr ausdrücklichen Befehl bekommen, seinen Namen nicht zu nennen, und sie gehorchte eine Weile; endlich aber erzählte ihr der Jäger so viel, daß sie ihrem Herzen Luft machen mußte. „Ach Gott erbarme sich!" fing sie an. „Ich will wohl schweigen, nicht ein Wort will ich sagen, aber ich wollte nur, sie trügen seine Leiche hier von dem Fenster vorüber, wenn er todt seyn wird! Nicht vier Wochen lebt er mehr, der arme Herr!"

Louise fuhr aus ihren Thränen auf, und ihre Fantasie ergriff das neue Bild, das Suschen vor ihre Seele gebracht hatte. — „Bleich ist er wie ein Schatten," fuhr Suschen fort; „er ißt und trinkt nicht. O, es soll ein Anblick zum Erbarmen seyn, sagen seine Bedienten. Lieber Gott!

was hat er denn nun Großes begangen? Mit der Mamsell ein wenig schön gethan, das ist es ja Alles!

Louisens Mitleiden verwandelte sich wieder in Abscheu. „Schweig, Mädchen!“ sagte sie erbittert. „Es ist ein elender Mensch!“ —

„Nun ja ich will schweigen; aber Eins muß ich noch sagen, weil es mir sonst das Herz zerdrückt. Sie werden es noch bedauern, wenn Sie erfahren, was ich weiß. Ja, schweigen will ich, und wenn er sich auch eine Kugel durch das Herz schießt. Bin ich doch unschuldig daran! Ich habe gesprochen als noch Zeit war.“

Louise glaubte, als Suschen das sagte, eine Kugel in ihrem eignen Herzen fühlen. Sie blickte auf, und sah, daß dem Mädchen die Augen voll Thränen standen. „Wenn er unschuldig wäre,“ sagte sie jezt sanfter, „so käme er ja wohl! Aber nein! O Gott! der elende, abscheuliche Mensch! Er mag thun, was er will und was er verantworten kann. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Und mit dem Todtschießen hat es nichts zu sagen.“

Solche Gespräche führte Suschen oft; und endlich kam sie auf den Einfall, Hennigen durch den Jäger sagen zu

lassen: er möchte Louisen zu sprechen suchen; sie ließe sich dann gewiß versöhnen.

Hennig wagte es nicht, das zu glauben. Er fand eine Art von Genugthuung für Louisen darin, wenn er jede Hoffnung auf sie in sich selbst zerstörte. „Ich fühle," dachte er, „daß ich Louisens Herz nicht verdiene, und muß ihr zeigen, daß ich es fühle." Das Leben war ihm jezt eine Last, und er hatte einige Male den Gedanken, zu der russischen Armee zu gehen, um gegen die Türken zu dienen. Dieser Gedanke wurde in seiner Seele immer lebhafter, weil die Ausführung so gefährlich war, und auch immer süsser, weil sich eine Hoffnung mit ihm vereinigte. „Sie wird," dachte Hennig, „um dich weinen, für dich zittern, wenn sie hört, wie nahe du dem Tode bist, und endlich vielleicht dich zurückrufen!" Er hatte noch eine andere nähere Hoffnung. Nothwendig mußte er Abschied von ihr nehmen, und dann wollte er ihr sagen, daß er, um sein Verbrechen zu büssen, in den Tod ginge. Zwar endigte seine Fantasie diese Unterredung immer mit seiner Abreise; aber zwischen durch blickte doch die Hoffnung auf, daß Louise ihn nicht weg lassen würde. Er bildete den Plan aus, an den sich die süßesten Vorstellungen hefteten; indeß aus einem gewissen Instinkte verschwieg er ihn, um den Weg zur Rückkehr immer offen zu behalten. Endlich war er fest ent-

schlossen, Louisen zu sprechen, bloß, wie er sich selbst überredete, um ihr Lebewohl zu sagen.

Suschen übernahm es, ihn einzuführen, oder ihm wohl gar von Louisen selbst Erlaubniß zu einem Besuche zu verschaffen. Das Letztere war unmöglich; Louise wollte durchaus nichts von dem treulosen Hennig wissen. Indeß sagte sie jeden Nachmittag zu ihrer Jungfer: heute Abend will ich allein bleiben und nicht in das Gesellschaftszimmer gehen. Und hörte sie dann Abends etwas an der Thür, so zitterte sie, und glaubte, daß es Halden wäre. Suschen wagte also nichts, wenn sie ihrem Plan ausführte; und das war um so leichter, da der Graf in einem großen Wirthshause wohnte, wo viel ein= und ausgegangen wurde.

Eines Abends kam Halden in einen Mantel gehüllt, und ging zitternd hinter Suschen her, die schon auf ihn gewartet hatte. Da! sagte Suschen leise, und zeigte auf die Thür des Zimmers. Hennig seufzte, und wollte zurück; aber Suschen nahm ihm den Mantel ab, machte das Zimmer auf, und stieß ihn, halb böse über sein Zaudern, hinein.

Louise, die den Kopf in die Hand gestützt hatte, blickte mit nassen Augen auf, und sah ihn bleich und ängstlich an

der Thüre. Beyde waren sehr erschüttert und konnten nicht sprechen. Louise mußte die Augen niederschlagen, um den gefährlichen Menschen nicht länger zu sehen; denn in ihrer Brust regte sich etwas, das sie bereden wollte, ihm mit geöffneten Armen zu sagen: ich habe dir vergeben!

Hennig fragte endlich mit einem Tone, der ihr Herz durchdrang: „darf der Unglückliche Sie noch einmal sehen?" Louise empfand das innigste Mitleiden; aber so auf einmal und so ganz konnte sie ihm doch nicht verzeihen; das ging der Zukunft wegen nicht an. „Sie haben mich betrogen!" sagte sie mit einem Tone, daß die Worte halb wie eine Versicherung, halb wie eine Frage klangen. — Hennig schwieg in dem Bewußtseyn seiner Schuld. — „Betrogen haben Sie mich!" sagte Louise etwas härter, weil sie ein Nein von ihm erzwingen wollte. Er schwieg wieder eine Weile, und sagte dann traurig: „ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen." — „Haben Sie mich betrogen?" fragte Louise zum drittenmale; und jezt war nicht mehr etwas Versicherndes, sondern etwas Wehmüthiges in ihrem Tone, weil das Wort „Lebewohl" sie sanfter gemacht hatte.

„Ach, Louise, warum zwingen Sie mich, mein eigenes Urtheil zu sprechen! Ja, ich war einen Augenblick ein

Verbrecher. Eine unglückliche, schwache Stunde..! Ja, ich habe Sie betrogen."

Louise fand in diesen Worten mehr, als Hennig damit sagen wollte. „Eine unglückliche, schwache Stunde!" Dabei dachte sie an die Vermuthung, welche die Tischlersfrau über Juliens Zustand geäußert hatte. Ihre Wangen fingen an zu glühen, und Eifersucht verzehrte in ihrem Herzen alle sanftern Empfindungen. „Verlassen Sie mich!" sagte sie zornig: „Sie sind ein Elender!"

„Louise," sagte Hennig betroffen: „soll das mein Lebewohl seyn? O, lassen Sie mich nur noch einmal einen Ton der Liebe hören! Dann will ich gehen; der Säbel eines Türken...

Louise unterbrach ihn. Jezt eben hatte ihre Eifersucht den höchsten Punkt erreicht; sie dachte sich Julien bei Nacht in seinen Armen, und sagte mit Stolz und ein wenig Hohn in der Miene: „Sie sind ein Betrieger! Säbel eines Türken! Ha! ha! Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Erfindung. Vielleicht haben Sie wieder eine Schöne aufgespürt, in deren Armen Sie sich gern verbergen möchten; und man soll Ihnen den Gefallen thun, zu glauben, Sie wären unter Säbeln!... Ich verachte Sie, mein Herr!"

Hennig fühlte sich vernichtet, und zugleich auch empört. Louisens Spott erregte seinen Stolz, und er empfand es nun weniger, daß er sie verloren hatte. Er verbeugte sich schweigend, und verließ das Zimmer. „Nun?" fragte Suschen. — „Es ist alles recht gut!" erwiederte Hennig kalt: „Gib mir den Mantel, Suschen. Gute Nacht." So ging er langsam die Treppe hinunter. Suschen begleitete ihn, um etwas Bestimmtes zu erfahren; er gab ihr aber keine Antwort.

Louise gerieth in die heftigste Angst, sobald Hennig die Thür hinter sich zugemacht hatte. Sie sah nun auf einmal nichts als türkische Säbel über seinem Kopfe. Dieses gräßliche Bild wurde in ihrer Seele so lebhaft, daß sie zu der Klingel sprang, und heftig läutete. Sie wollte Suschen Hennigen nachschicken, um ihn nicht unter die Türken gerathen zu lassen. Suschen war noch unten an der Hausthür, und hörte das Klingeln nicht; aber die Cousine kam in gr ßer Eil gelaufen. „Was ist Ihnen, Gräfin?" rief sie ängstlich, als sie Louisen bleich und zitternd vor sich sah. Louise sagte in der Bestürzung: „o Gott! ich bin auf einmal sehr krank geworden." Nun läutete das Fräulein noch heftiger, bis Suschen endlich hereintrat. Auch der Graf kam, und es wurde ein Arzt geholt. Dieser erklärte, daß Louise ein starkes Fieber hätte. Sie wurde zu

Bett gebracht und die Jungfer des Fräuleins mußte bei ihr wachen, weil man zu einem jungen Mädchen, wie Suschen, kein Zutrauen hatte. Suschen mußte, so sehr Louise auch dagegen protestirte, mit zu der Cousine, daß doch auch die nicht ganz allein wäre. Nun hatte die arme Louise Niemanden, den sie zu dem noch immer geliebten Ungetreuen schicken konnte, um ihn von seinem Vorsatze abbringen zu lassen.

In Hennigs Seele war jezt alle Hoffnung vernichtet. Schon dieß allein wäre hinlänglich gewesen, ihn gegen die Türken zu treiben: aber noch überdieß hatte Lonise ihn mit ihrem Spotte aufgefordert, sein Wort zu erfüllen. Selbst ein Feigherziger würde bei solchen Umständen aus Scham gegangen seyn; um wie viel mehr der Jüngling, der durch seinen ersten Erzieher, den alten Husaren, große Vorliebe für das Militair bekommen, und den sein Oheim kaum von diesem Stande hatte zurückhalten können. Hennigs Herz war jezt kalt gegen Alles, und am meisten gegen sein eigenes Schicksal. Eine Schlacht wäre ihm in diesem Augenblicke erwünscht gewesen, und er würde die Gefahr nicht vermieden, sondern sich selbst hineingestürzt haben.

Bei dem allen hatte er doch so viel Besonnenheit daran zu denken, daß er zu dem Fürsten gehen müßte; und bei-

seinen Verhältnissen konnte er es sich erlauben, das noch diesen Abend zu thun. Er bat in seltsamen Ausdrücken um seinen Abschied, oder um Urlaub. Der Fürst, der von seinen Begebenheiten mit Julien und Louisen hatte sprechen hören, merkte sogleich, daß die Liebe mit im Spiele war. Er sagte lächelnd: „den Abschied nicht, Halden; aber Urlaub, so lange Sie wollen." Hennig verbeugte sich schweigend, und ging nun sogleich zu dem russischen Residenten, mit dem er in diesen Tagen schon einige Male über die Art und Weise, wie man bei der russischen Armee ankommen könnte, gesprochen hatte. Der Resident wollte, als Hennig heute Abend wieder von eben dem Gegenstande anfing, die Vortheile, welche der russische Dienst hätte, weitläufig aus einader setzen. Hennig aber unterbrach ihn mit den Worten: „ich suche nicht Vortheile, nur eine Stelle in der Armee; aber ich muß noch in dieser Nacht abreisen." Er wartete, bis der Resident ein Empfehlungsschreiben an einen russischen General aufgesetzt hatte, nahm dann Abschied, ging nach Hause, und schrieb seinem Oheim ein kurzes Billet, worin er seinen Schritt mit einer starken Neigung für das Mititair entschuldigte, und ihn um die Fortdauer seiner Liebe bat. Mit diesem Billete schickte er einen Bedienten, den er nicht mitnehmen wollte, nach Sollingen, und einen sehr treuen jungen Menschen bestimmte er zu seinem Begleiter. Er ließ satteln, und steckte eine

volle Börse, nebst einem Wechsel des Residenten, dessen Werth sein Oheim bezahlen sollte, zu sich. Gerade um zwölf Uhr, als der Mond aufging, setzte er sich zu Pferde, und nahm den Weg nach Schlesien, als den nächsten zu der russischen Armee.

Am folgenden Morgen war Louise wieder gesund, und Suschen kam zu ihr. Sie fragte sich erst; ist es wohl schicklich, daß ich mich noch um den Bösewicht bekümmere? Endlich aber gab sie doch Suschen den Auftrag, sich nach Halden zu erkundigen. „Du mußt ihm," sagte sie, „den seltsamen Einfall, gegen die Türken zu gehen, auszureden suchen. Aber, daß du mich ja nicht hinein mischest! Mich dauert nur der arme Major, der den flatterhaften Menschen so herzlich liebt.— Suse versprach, das wohl zu machen. Sie schickte den Jäger aus; aber nach einer Stunde kam sie mit einem verlegenen Gesichte wieder in das Zimmer, und seufzte. Louise wurde blaß, als sie Suschen ansah, und hatte nicht das Herz, sie zu fragen. „Der Herr von Halden," sagte das Mädchen endlich langsam, „ist diese Nacht abgereist!" „Abgereist?" fragte Louise, und es drangen Thränen in ihre Augen. — „Ich glaube ganz gewiß," setzte Suschen hinzu: „in den Krieg." Louise dachte, um sich zu trösten: wohl erst nach Sollingen! Und morgen . . . „Ich muß wieder nach Ransleben; morgen, heute schon! Mein Vater wird mir

die Bitte abschlagen. Ach, Suschen," sagte sie dann laut; „ich bin recht unglücklich! So ein Trotzkopf! Sein Onkel hat es mir wohl gesagt!" — „Ja, wer weiß, was für harte Worte Sie ihm gestern gegeben haben! — Louise seufzte.

Suschen erfuhr nun auch, daß Halden nicht nach Sollingen geritten war, und zwar von dem Bedienten, der den Brief an den Major überbringen sollte, wenn er erst noch einige Bestellungen besorgt? aber sie sagte der Gräfin nichts von dieser neuen Entdeckung. Mittags hörte der Graf in einer Gesellschaft den Residenten erzählen, daß der Forstmeister Halden diesen Morgen nach Rußland gereist sey. Abends sagte er das seiner Tochter und setzte hinzu: „ich danke dem Himmel, daß er weg ist- Der unruhige Kopf hält ja keinem Menschen Treu' und Glaube. Der Fürst liebt ihn; und dennoch bleibt er nicht. Den Handel mit dem Mädchen hätte ich wohl übersehen; aber das kann ich ihm nicht vergeben. Der ältere Halden ist doch ein ganz anderer Mensch! Wissen Sie nicht, Cousine, wo der jezt stecken mag? Er ist verschwunden, ohne Abschied zu nehmen."

Louisen ging auf ihr Zimmer, und fühlte sich höchst unglücklich; denn sie mußte sich selbst gestehen, daß sie es

war, die den armen Hennig in die blutigen Säbel, in den Tod getrieben hatte.

Der Major saß, während das Alles vorging, an dem warmen Sommerabende mit seinem alten Hennig, seiner Frau und seiner Tochter, ganz ruhig unter den Linden vor seinem Hause in Sollingen. und konnte sich oft mit einem Briefe von Hennig oder Seibold unterhalten. Auf einmal blieben die Briefe von Beiden aus, und der Major schalt. Eines Abends saß er wieder so unter den Linden, und es wurde ihm ein Brief von einer fremden Hand gebracht. Er las, wurde aufmerksam, las dann eine Einlage in großer Bewegung, stand auf, pfiff den Dessauer Marsch, und ging weg, ohne ein Wort zu sagen. Bald kam er wieder, und es standen große Schweißtropfen vor seiner Stirne. Er setzte sich neben seine Frau, und sagte mit zitternder Stimme: „hört nur Kinder die Hiobspost! Der arme Seibold! Er schreibt mir:

„Ein Paar Worte, liebster Herr Oberstwachtmeister. Die schwärzeste Bosheit, oder der allerunglücklichste Zufall, hat mich in die Hände österreichischer Werber gebracht. Ich gehe als Rekrut, wohin, das weiß ich nicht; wahrscheinlich nach Ungarn. Sie sollen Nachricht von mir haben, so bald ich Gelegenheit finde. Man beobachtet mich genau. Diese Zeilen schreibe

ich auf einem Schemel im Finstern. Der Himmel wird ja meine Hand führen, daß Sie die Buchstaben lesen können. Ich glaube, Emilie ist in Gefahr.

Seibold."

Unten stand mit großen Buchstaben des Majors Adresse, und dem Ueberbringer des Briefes wurden vier Louisd'or versprochen. Der Wirth in einem Dorfe auf der böhmischen Grenze hatte das Blatt in seinem Hause gefunden, und es einem protestantischen Prediger zugestellt, der gerade bei ihm eingekehrt war. Dieser gab es in der nächsten Stadt couvertirt auf die Post, und so kam es an den Ort seiner Bestimmung.

„Ein Freudensaal," hob der Major nach langem Schweigen endlich an: „sollte dieß Leben nicht seyn, das sehe ich wohl!" Mit diesen Worten nahm er die Mütze ab, wie er allemal that, wenn ihm etwas Unglückliches begegnete, und ging ängstlich vor den Linden auf und nieder. „Hm!" sagte er endlich, und blieb stehen: „wenn wir nur erst wissen wo er ist, so soll er wieder los. Das kostet nichts als Geld. Lieber Gott! man sollte nicht so in die freie Luft hin treten und krähen und stolzieren, wie ein Hahn! Nun, Gott gebe, daß es vorüber geht! Mit Emilien hat es nichts zu bedeuten! die werden sie doch nicht nach Ungarn schleppen! Und wer weiß, ob nicht der Forstmeister

schon zu Pferde ist. Morgen wollen wir in die Residenz, und dann geht es Seibolden nach. Ein Werber hält seinen richtigen Weg, wie die Sonne. — Seht ihr? da kommt Wilhelm! Nun ist Hennig nicht weit."

Wilhelm übergab schweigend Hennigs Brief. Der Major wurde, als er ihn las, bleich, hielt ihn seiner Frau mit einem trübseligen Gesichte hin, und warf seine Mütze auf der Erde. „Alter, die Mütze ab! Es ist alles vorbey. Laß uns Gott um ein sanftes, seliges Ende bitten. Mit der Freude hats ein Ende. Der Junge ist fort, ist gegen die Türken gezogen zur russischen Armee. Großer Gott! Seibold, Emilie und Hennig! Meine drey Augäpfel. Gegen die Türken!"

„Er kann ja wiederkommen, lieber Mann!" sagte die Majorin, um ihn zu beruhigen, aber selbst des Trostes bedürftig.

„Wiederkommen? O, lieber Gott! ich kenne das. Das ist es nicht, wie in Böhmen und Schlesien. Säbel und Kugeln sind das Wenigste. Die Pest, die Pest! Weiß Gott, was dem armen Jungen im Kopfe gesteckt hat, Wilhelm! Komm her, mein Sohn!" Er fing an den Bedienten zu examiniren; und dieser erzählte nun von der

Mamsell bey dem Tischler, von der Gräfin Louise, von dem Jäger des Grafen, und von Jungfer Suschen eine sehr verwirrte Geschichte. Der Major konnte nichts von dem Allen begreifen. „Laß satteln!" rief er dem alten Hennig zu; „wir reiten noch heute Abend nach der Residenz."

Der alte Ahrens, zu dem der Major gleich nach seiner Ankunft ging, sagte mit einem finstern Gesichte: ich sehe Sie wissen schon, daß Ihre Nichte aus Waldengrund entführt ist." — Der Major faltete die Hände, setzte sich matt nieder. „Auch die?" sagte er; „und mein Hennig gegen die Türken, und Seibold Rekrut! Lieber Gott, was hast du mit mir altem Manne noch vor? Ich wollte, Herr Ahrens, daß ich irgendwo gefangen säße, oder in der Erde läge. Denn, wenn mich ein Mensch ansieht, so.. Gott vergeb es mir! aber es ist doch viel Elend auf der Erde. Ach, ich wünschte, der Alte, der mit mir gekommen ist, hätte die Kroaten über mich gelassen; so erlebte ich das Unglück nicht. Wozu soll ich nun zuerst greifen? Meine armen Kinder!"

Er fiel darauf, daß Selenberg Emilien entführt haben mußte. Ahrens zweifelte daran; denn Selenberg war seit acht Tagen gar nicht aus der Residenz weg gekommen. Der Major hatte jezt alle seine Entschlossenheit verloren,

und wußte nicht, wozu er zuerst greifen sollte. Die Umstände bey Emiliens Entführung gaben ihm nicht das mindeste Licht; und „die," sagte er, „muß zuerst gerettet seyn! denn sie ist ein armes schwaches Mädchen." Er ritt über Moorberg zurück. Der Kammerherr wußte von nichts; Karl war nicht da, und die Mutter antwortete auf alle seine Fragen zweydeutig. Nun ritt der Major nach Ransleben. Louise erschrack, als sie den Mann erblickte, dem sie seinen Liebling geraubt hatte und ließ sich nicht vor ihm sehen. Der Graf aber erzählte ihm Hennigs Geschichte mit Julien, und setzte hinzu: „das Mädchen ist fast zu gleicher Zeit mit Ihrem Neffen verschwunden; und so könnte die Reise zu der russischen Armee wohl nur ein Vorwand seyn. — „Und Ihre Tochter?" fragte der Major, der auf's neue erstarrte. — „Nun," erwiederte der Graf; „Sie können leicht denken, welche Wirkung das auf sie gethan hat: Eifersucht, Zorn, Haß, Verachtung und Gleichgültigkeit. Mit dem Flüchtlinge ist es nun freylich vorbey; aber ich hoffe, wir wollen doch mit einander verwandt werden."

Der Major ritt trostlos wieder nach Hause, und konnte sich zu weiter nichts entschließen, als die Moorberger im Auge zu behalten. Er ging schweigend, und in tiefem Grame, zu Bette. So wie am Morgen aus seinem Schlafzimmer trat, sagte er: „Kinder! und wenn ich hörte, er

läge an der Pest, es sollte mir nicht so nahe gehen, als daß er liederlich gewesen ist." Er erzählte; und der Alte wiedersprach ihm. „Ja," fuhr er dann ärgerlich fort: „ja das wollt' ich. Siehst du, Alter? wir könnten doch sagen, wenn wir's erführen! Glück zu! oder fahr' hin! Gottes Segen mit dir! oder so etwas. Aber, wenn nun der Junge liederlich gewesen ist — Alter, was wolltest du ihm denn wohl von dem allen nachrufen? nichts! du würdest sagen: Gott sey dem Sünder gnädig! Sieh, ich habe der Gräfinn und ihrem Vater die schönsten Worte gegeben; und nun bricht er dem guten Kinde die Treue, bricht Gott und Menschen..."

„Wenn's wahr ist!" fiel der alte Hennig ein; „wenn's wahr ist, sag ich!"

„Wenn's wahr ist? Hast du denn nicht gehört, was Wilhelm erzählt hat? Ach ich bin ein unglücklicher Mann Und ich wollte ihm doch gern vergeben! wenn er nur wieder käme!" So ging es an diesem und an den folgenden Tagen. Sehr oft fiel aber dem Major auch wieder Seibold ein; dann sagte er: „Gott segne ihn, und geb' ihm Glück! Es ist doch ein Trost, daß ich von dem das sagen kann!" Dann schwieg er wieder still, und dachte an Hennigen.

Bisweilen trat er Morgens mit den Worten aus dem Schlafzimmer: „ist der Selenberg Schuld an Emiliens Unglück, so sey ihm Gott gnädig! Wo das arme Kind wohl seyn mag! Die Rabenältern! Ich begreife nur nicht, wie der liebe Gott so geduldig seyn, nnd zu aller der Bosheit schweigen kann. Na, Gott gnade dem Selenberg, wenn der sie hat! Und verborgen wird das nicht ewig bleiben."

Der Major irrte sich nicht; Seelenberg hatte Emilien wirklich entführt, oder vielmehr entführen lassen. Aber wir müssen weiter zurückgehen. Der Leser wird sich noch erinnern, daß Emilie in einem offnen Wagen das Lustschloß des Fürsten verließ. Sobald es Tag wurde, legte sie sich auf Verlangen ihres Fuhrmanns platt in dem Wagen nieder. Der Weg ging durch dicken Wald. Um Mittag wurde vor einer einsamen Schenke gefüttert; und auch hier blieb Emilie liegen. In der Nacht mnßte sie das Stroh auf dem Wagen zu ihrem Bette machen. Ihr alter Fuhrmann, in dessen Gesichte sehr deutlich Menschenhaß zu lesen war, bedeckte sie mit einem Mantel, und sorgte für sie mit väterlicher Zärtlichkeit, ob er gleich noch nicht zehn Worte mit ihr gesprochen hatte. Am folgenden Morgen ging die Reise schon vor Tagesanbruch weiter durch eine fruchtbare Ebne voller Dörfer; und Emilie mußte eben die Vorsicht beobachten wie gestern. Am Abend stie-

gen sie in einer einzeln liegenden Schenke ab. Den dritten Tag ging es weiter in die Ebene hinein, doch gegen Abend in hohe Gebirge und dicke Waldung. Am vierten Morgen sagte der Fuhrmann endlich: „nun sind Sie sicher, Mamsell Schlüttern. (Diesen Namen hatte der alte Ahrens Emilien gegeben.) Richten Sie sich nur auf!"

Der Wagen fuhr mühsam weiter. Die Gegend wurde immer wilder, die Felsen immer höher, der Wald immer dicker. Endlich lenkte der Fuhrmann aus dem Walde in ein Thal, das rings von hohen Felsen umschlossen war. Hinten im Thale stand ein großes Haus, und in der Schluft zwischen den Felsen eine Reihe kleiner Hütten. Das ist Waldengrund," sagte der Fuhrmann, „wohin wir wollen."

Emilie betrachtete die erhabne, aber rauhe und wilde Gegend, in welcher sie künftig leben sollte, und fühlte, daß sie hier vor allen Nachforschungen sicher seyn würde. Der Wagen hielt vor dem großen Hause, das zum Theil eine prächtige Ruine war. Der Alte führte nun Emilien eine hohe Treppe hinauf, durch lange Gänge, durch große Säle, in den einen Flügel des Gebäudes, und an ein kleines Stübchen. Er öffnete dieß, und sagte: „hier ist Ihr Zimmer. Seyn Sie mir willkommen!"

Emilie trat an ein Fenster, und weinte; dann warf sie sich auf das Bett in der Kammer, und schlief vor Müdig-

keit bald ein. Als sie nach einigen Stunden erwachte, fühlte sie sich gestärkt und ruhiger. Sie öffnete ein Fenster auf der andern Seite, und hatte nun die Aussicht in eine sehr lachende Gegend. Ein Thal, das ehemals ein Garten gewesen zu seyn schien, zog sich zwischen zwei Reihen Felsen hin, und wurde von einem hohen, mit Waldung bedeckten Berge eingeschlossen.

Ein Mädchen brachte Emilien Essen. Sobald sie satt war, ging sie hinunter in den Garten, um die Gegend näher zu besehen. Dunkle, ganz verwilderte Laubengänge führten sie an den Felsenweg, tiefer in das Thal hinein. Auf einmal stand sie bei einer natürlichen Felsengrotte, die mit Immergrün, Geisblatt und wildem Wein bewachsen war. Sie sah durch die Blätter ein Mädchen, oder eine junge Frau, ganz vorn in der nicht tiefen Grotte sitzen und emsig nähen. In dem schönen Gesichte des Frauenzimmers, das nicht von der Arbeit aufblickte, schwebten leichte Züge von Gram, die es noch interessanter machten; und auch die große, schlanke Figur schien Emilien sehr reizend. Jezt blickte das Frauenzimmer auf, und Emilie sah ein schönes blaues Auge, das aber Gram ein wenig verdunkelt zu haben schien. — „Bist du da, Sophie?" fragte das Frauenzimmer, als es jemanden durch die Ranken erblickte.

Emilie trat jezt hervor. „Ach!" sagte das Frauenzimmer, und stand auf: „die Mamsell Schlüttern! — In die-

sem Augenblicke hügfte ein kleines Mädchen, etwa von sieben Jahren, vor die Grotte, und sagte: „liebe Mutter' hier bin ich!" Emilie liebkoste dem Kinde; und die Mutter sah ihr mit sanftem Lächeln zu. Beide lernten einander nun bald näher kennen. Das Frauenzimmer war die Frau Schwarzen; Emiliens Fuhrmann ihr Vater, Herr Grell, Schwager von Ahrens; und das Kind ihre Tochter.

Als Emilie hörte, daß Herr Grell so nahe mit Ahrens verwandt war, fing sie an, ihre Geschichte zu erzählen; und nicht lange, so weinte die Frau Schwarzen. Emilie brach ab; doch ihre neue Freundin bat sie, fortzufahren, und sagte mit einem zärtlichen Händedrucke: „wundern Sie sich nicht, daß Ihre Begebenheiten solchen Eindruck auf mich machen. Auch ich habe viel gelitten!"

Als die Geschichte geendigt war, verließ die Frau Schwarzen die Grotte, und ging auf der andern Seite des Gartens in einem Gange von Hainbuchen auf und nieder. Emilie ließ sich von dem kleinen Mädchen hinten in das Thal begleiten, und sann nach, was wohl in ihrer Geschichte der Frau so rührend gewesen seyn könnte. Nicht lange, so kam die Frau Schwarzen wieder zu ihr, und sagte mit sanftem Tone: „ich dächte, Sie behielten hier Ihren angenommenen Namen; denn Sie wissen nicht, welch'

ein listiger Teufel Selenberg ist. Auch bitte ich Sie, Ihre Geschichte allen Menschen zu verschweigen.

Nun führte die junge Frau Emilien in der Gegend umher, und endlich auf den Berg, der das Thal und den Garten einschloß und von dem herunter die Aussicht äusserst reitzend war. „Sehen Sie,“ sagte die junge Frau; „dieß Paradies, in das kein Mensch tritt, ist unser.“ — Sie machte nun Emilien mit der Gegend bekannt. Waldengrund war ehemals ein fürstliches Jagdschloß gewesen, aber nach und nach in Verfall gerahen. In einigen noch guten Zimmern wohnte Grell; und in den Hütten arme Kohlenbrenner. Der große Garten hinter dem Hause nährte die Familie ziemlich bequem; und die Bedürfnisse, die sie nicht selbst gewann, wurden aus Sondenheim, einem benachbarten Flecken, geholt.

Emilie schrieb an Herrn Ahrens und an ihren Oheim, daß sie hier sehr glücklich sey; und das war sie auch wirklich. Morgens, bald nach Sonnenaufgang, trank sie mit der guten Familie im Garten Thee; der Tag verfloß ihr unter weiblichen Arbeiten und Spazierengehen. Sie wurde bald wieder so heiter, wie jemals; doch ihre Heiterkeit konnte die Trauer der jungen Frau, und die Menschenfeindschaft des Alten, die ihn beinahe stumm machte, nicht

vertreiben. Um die Ursache von Beiden wollte sie nicht fragen; und von freyen Stücken erzählte man ihr nichts.

Nach einigen Tagen fiel ihr der Umstand auf, daß weiter kein Buch im Hause war, als eine Bibel und ein Paar Gesangbücher. Sie bemerkte das zuerst, als sie einmal mit dem Kinde plauderte. „Wo gehst du denn in die Schule? — „Schule? In Sondenheim ist ein Schulmeister; aber ich gehe nicht zu ihm.“ — „Wer lehrt dich denn lesen?“ Das Kind wußte nicht, was das war. Emilie wollte sogleich anfangen, es zu unterrichten; und nun fiel ihr ein, daß sie kein Buch im Hause gesehen hatte. Sie fragte Dorchen (so nannte sie jetzt die Frau Schwarzen); und die gestand erröthend, daß sie keine Bücher hätte.

Dorchen war gekleidet, wie ein Frauenzimmer vom Stande; Emilie hielt sie also auch dafür, und wunderte sich nicht wenig, daß sie die Entdeckung machte, daß Dorchen sehr schlecht las, und gar nicht schreiben konnte. Sie sagte nichts; aber Herr Grell mußte ihr aus der nächsten Stadt Bücher kommen lassen, und nun fing sie an, Sophien im Lesen und Schreiben zu unterrichten, So hatte sie eine Beschäftigung mehr; und Herr Grell sowohl als seine Tochter gewannen sie immer lieber. Endlich erfuhr sie denn auch die jammervolle Geschichte der Familie und sah nun,

warum Dorchen so großen Antheil an ihrer Begebenheit genommen hatte.

Herr Grell, ein herzlicher, redlicher, einfacher Mensch, stand in seiner Jugend als Verwalter auf mehreren großen Aemtern. Endlich, als er beinahe dreißig Jahre alt war, sah er Ahrens Schwester, ein armes Geschöpf, das als Hausmädchen auf einem adeligen Gu'e diente, und sie gefiel ihm. Er heirathete sie, pachtete nun ein kleines Vorwerk, zog mit seiner sechzehnjährigen Frau dahin, und lebte so glücklich, daß er es nicht besser wünschte. Der Bruder seiner Frau war damals schon ziemlich lange im Dienste des jetzigen Fürsten; doch niemand wußte, wo er seyn möchte Er hatte als ein armer vierzehnjähriger Knabe vor dem Dorfe die Gänse gehütet. Eines Tages fuhr der verstorbene Fürst vorüber, und der Wagen hielt an. Der Knabe lief näher hinzu, und nahm, weil er prächtige Herrn aussteigen sah, seine Müze ab. Der jezige Fürst, als fünfjähriger Prinz, sah ihn da stehen, zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm ein Paar Stücke. Als er wieder einstieg, wurde ihm der Geldbeutel von dem Bedienten, der ihn in den Schlag hob, aus der Tasche gerissen, und der Wagen rollte fort. Der kleine Ahrens fand das Verlorne, lief damit hinter den Reisenden her, und schrie, so sehr er nur konnte. Man hielt nicht an; er aber verfolgte den

Wagen bis auf das nächste Dorf, wo er Vorspann brauchte. Hier stieg er geschwind in deu Schlag, reichte seinen Fund hinein, und sagte: „der kleine Musje hat seinen Geldbeutel fallen lassen.“

Dies veranlaßte ein Gespräch, worin der Knabe so viele starre Ehrlichkeit zeigte, daß der Fürst ihn fragte: „willst du mit mir, ehrlicher Junge?“ Ahrens, der mit Freuden Ja sagte, wurde nun auf den Bock des Kammerwagens gesetzt, dann in der Residenz gekleidet, und dem Prinzen zur Bedienung gegeben. Man lobte ihn so oft als ehrlich, daß er sich vornahm, es immer zu bleiben. Er blieb es wirklich, und wurde endlich erster Kammerdiener.

Seine Schwester, die nicht wußte, wo er geblieben war, heirathete, wie gesagt, den ehrlichen Grell, und zog mit ihm auf das Vorwerk. Ein Paar redlichere, einfachere, und glücklichere Menschen, als Grell und seine Frau, sind wohl auf der ganzen Erde nicht. Grell bauete seinen Acker Seine junge Frau führte die Haushaltung, und am Abend ging sie ihrem Manne mit einem Gesichte voll Liebe in das Feld entgegen. Sie hing an seinem Halse, als hätte sie ihn Jahrelang nicht gesehen; und er vergaß Dürre und Nässe, wenn er sie kommen sah. Erst nach einigen Jahren ihrer glücklichen Ehe gebahr Frau Grell

eine Tochter, die den Namen Dorchen bekam. Dorchen blieb das einzige Kind, und wurde deshalb von den Aeltern ein wenig allzu zärtlich erzogen. Sie durfte nicht mit in das Feld gehen, sondern nähete oder spann zu Hause; auch ihre Kleidung war besser, feiner, als sie eigentlich hätte seyn sollen. „Warum nicht?" sagte Herr Grell: „hat uns doch Gott gesegnet! Sie ist ja auch unser einziges Kind; und ein Bauer bin ich nicht. Warum sollte nicht ein Pastor, oder so ein Mann, das Kind lieb gewinnen können? Und dann ist es doch gut, wenn sie sich in den Stand zu schicken weiß." Dorchen wurde also gekleidet, wie die Töchter des Pastors im nächsten Dorfe; und jedermann sagte: „welch ein schönes Kind haben die Grells auf dem Vorwerke!"

Dabey hatte Dorchen im nächsten Dorfe nothdürftig lesen gelernt, das Schreiben angefangen, und wußte die fünf Hauptstücke herzusagen. Jezt war sie dreyzehn Jahr alt, und schon wie ein völlig erwachsenes Mädchen. Der Vater schämte sich, daß seine große Tochter noch länger mit dem Katechismus gehen sollte. Sie wurde also konfirmirt, und mit dem eigentlichen Lernen hatte es nun ein Ende. Aber obgleich Dorchen nur wenig Unterricht genossen hatte, so war dennoch gar nicht einfältig. Herr Grell urtheilte mit seinem gesunden Verstande bey allen Gelegenheiten sehr

richtig, und es kamen wegen seines Korn- und Viehhandels sehr oft Leute aus mancherlei Ständen zu ihm. Dorchen wußte sich also recht gut zu betragen: und sah man ihr in die hellen Augen, so brauchte man sie gar nicht einmal erst sprechen zu hören, um zu wissen, daß sie Verstand hatte.

Den eigentlichen Werth bekam sie aber durch ihr Herz, das aus den frommen, liebevollen Blicken leuchtete, und aus dem heitern, lachenden Gesichte strahlte. Sah man ihren stillen, und doch so funkelnden Blick, der aus dem Herzen ins Ange kam; sah man das ernste Nachdenken, vermischt mit holder Freundlichkeit in ihrer Miene; so hätte man schwören sollen, sie müsse einen heimlichen Liebeshandel haben; und doch waren ihr Blick und ihre Miene nur Beweise von der Güte ihres Herzens. Ihre Aeltern liebten sie so zärtlich, und behandelten sie mit solcher Sanftmuth, daß Liebe zu allen Menschen ihre ganze Seele füllte.

Es war leicht zu sehen, daß der erste Kuß eines Jüngling das Mädchen in eine still glühende Leidenschaft setzen würde; und das geschah denn auch. Der Sohn des Predigers im nächsten Dorfe, ein junger Mensch von Kenntnissen, jezt schon Candidat, dem der Gutsherr die Anwart-

schaft auf die Pfarre seines alten Vaters gegeben hatte, lernte Dorchen kennen, als er mit ihr bei einer Taufe im Dorfe Gevatter stand, und dachte gleich bei dem ersten Anblick: welch ein reizendes Mädchen! Als sie den Abend mit ihren Aeltern nach Hause ging, begleitete er sie; und Herr Grell sagte ihm beim Abschiednehmen; ich hoffe, Sie werden uns zuweilen besuchen. Das ließ sich der junge Mann nicht zweimal sagen; denn Dorchen hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie noch kein andres Mädchen. Er wurde indeß, als er öfter mit ihr sprach, ganz an ihr irre. Sie kannte nicht einmal den Sinn des Wortes Freundschaft, das sie anstatt Verwandtschaft brauchte, und noch viel weniger die andern hohen Wörter, die dem jungen Manne — es war gerade um die Mondscheins- und Kirchhofs-Zeit — bei einer Liebe so unentbehrlich schienen. Dorchen wußte von dem lieben Monde uud den Sternen, von Kirchhöfen und Todtenkreuzen kein Wort zu sagen. Das liebe unschuldige Mädchen war dem Herrn Gevatter schon von Herzen gut; aber doch konnte sie, wenn er kam, wohl bei ihrer Nätherei sizen bleiben, und nach einem freundlichen „Willkommen!" emsig damit fortfahren.

Da Grell wußte, daß Wilhelmi — so hieß der junge Mann — seines Vaters Nachfolger werden sollte, so hatte sie gegen dessen Umgang mit Dorchen nichts, und erlaubte

recht gern, daß Beide zuweilen mit einander allein spazieren gingen. Nicht lange, so drückte Wilhelmi dem Mädchen die Hände, und sie gab ihm jeden Händedruck mit Zärtlichkeit wieder.

In ihrer stillen Brust brannte die Liebe glühender, als in der seinigen, ob ihm gleich das nicht so schien, weil sie den Mond, die Sterne und die Kirchhöfe nicht auf der Zunge hatte. Sie sagte nie: „ich liebe Sie!“ weil ihr das zu affektirt klang. „Ich bin Ihnen recht von Herzen gut;“ oder „ich habe Sie recht herzlich lieb;“ zu mehr war Dorchen nicht zu bringen. Wilhelmi machte Gedichte an Doris, an den Mond, an den Abendstern und an den Fliederbaum, unter dem sie oft saßen; er zankte mit Doris über ihre Kälte, drohete mit Sarg und Grabhügel, und steckte ihr richtig jeden Abend verschämt sein Gedicht zu. Dorchen nahm alles, und legte es in ihr Gesangbuch, wenn sie es eine Zeitlang mit dem Wunsche, geschriebene Schrift besser lesen zu können, besehen hatte.

Wilhelmi quälte sie nun, ihm doch einmal schriftlich zu antworten, und sie gerieth in große Verlegenheit, weil ihr Geliebter schlechterdings nicht glauben wollte, daß sie nicht schreiben könnte! Sie machte ein Paar Versuche; da aber die mißglückten, so blieb sie ruhig bei ihrem: „ich kann nicht schreiben;“ und der junge Mann war nun genöthigt,

sich von Dorchen auf ihre Weise, das heißt, mit einem still glühenden Herzen, lieben zu lassen. Indeß so wenig Dorchen auch die damaligen Modeworte der Liebeshändel zu brauchen wußte, so faßte doch ihr Kopf eine Menge Ideen, und ihre Einbildungskraft eine Menge Bilder auf, die eine neue Welt in ihrer Seele hervorzauberten. Sie konnte den jungen Mann nicht Du nennen, ohne zu erröthen, ohne das Auge und den Mund an seine Brust zu verbergen; aber sie liebte ihn mit großer Innigkeit und Treue. In ihren einsamen Stunden spielte sie ganz andere Romane mit seinem Bilde, als die er ihr vorlas; und er wäre vor Entzücken zu ihren Füßen gestorben, wenn er gewußt hätte wie sie von ihm träumte.

Um diese Zeit starb der Edelmann, dem Wilhelmi's Pfarrdorf, so wie Grells Vorwerk, zugehörte; und der Herr von Selenberg, sein Schwestersohn, erbte die Güter. Selenberg kam nun auch zu Herr Grell, um das Vorwerk zu besehen, und fand da das reizende Dorchen mit dem flammendem Auge, mit dem Gesichte, das in die glühende Farbe der ersten unschuldigen Liebe getaucht war. Er erstaunte über die Schönheit dieses Landmädchens, und redete es an. Dorchen antwortete ihm mit scheuer Ehrerbiethung; denn von ihm hing ja das Glück ihres Geliebten ab.

Selenberg schien unbefangen zu seyn, und das Mädchen nicht weiter zu bemerken. Erst nach und nach wurde er

freundlicher gegen Herrn Grell. Das Vorwerk war in dem vortrefflichsten Zustande. Er äußerte seine Zufriedenheit darüber, und schlug Herrn Grell vor, sein Hauptgut in Pacht zu nehmen, sobald die Zeit des jezigen Pächters zu Ende seyn würde. Grell freuete sich über den Antrag, aber noch mehr über eine andere Aeußerung des neuen Gutsbesizers. „Ich bin reich," sagte Selenberg, „und will meine Güter zwar nüzen, aber den Gewinn Ihnen nicht entziehen; meine Unterthanen sollen glücklich werden. Mir fehlt ein Mann wie Sie, Herr Grell, um mich bei meiner Absicht zu leiten." Selenberg sagte hiermit nicht ganz die Unwahrheit Er war in der That nicht hart gegen seine Unterthanen, sondern freigebig, nnd sogar edelmüthig, wenn die Wollust ihn nicht hinderte. Grell hatte schon von seiner Mildthätigkeit gehört, und sah nun mit seiner Familie dem glücklichsten Leben entgegen.

Nach einigen Tagen reiste Selenberg wieder ab, und nicht lange nachher bekam Grell auf dessen Verwendung den Amtmanns Titel, und zu gleicher Zeit einen sehr vortheilhaften Pacht-Kontrakt auf das Dorf, worin der alte Wilhelmi Prediger war. „Dieser Kontrakt," schrieb ihm Selenberg: „mußte so und nicht anders seyn; Ihre neue Einrichtung auf dem Gute, die Meubels in dem größeren Hause, (worin ich mir das grüne Zimmer vorbehalte) und andere Rücksichten machten das nothwendig."

Grell las den Brief mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, und sagte: „Gott, welch ein lieber, guter Herr!“ Er mußte sogleich einziehen; denn Selenberg hatte die Uebergabe schon auf den vierten Tag nachher festgesezt, und wollte selbst dabei zugegen seyn.

Selenbergs neue Anwesenheit war ein ununterbrochnes Fest. Jeden Abend beschloß ein Tanz, zu dem die Pächter und Prediger aus der umliegenden Gegend mit ihren Familien eingeladen waren. Die Frau Amtmannin Grell wollte nicht tanzen. „Nun, Mamsell,“ sagte Selenberg zu Dorchen: „so müssen sie Wirthin vom Hause machen, und meine Tänzerin seyn.“

Jezt warf er alle seine Netze nach Dorchen aus. Er schmeichelteihr, und behandelte sie mit einer Art von Ehrfurcht, aber sie bemerkte das nicht, und sobald sie wieder von ihm los war, suchte ihr Auge den geliebten Wilhelmi. Selenberg mußte einen andern Weg einschlagen. Am folgenden Morgen ging er, während daß Grell mit der Uebergabe beschäftigt war, zu dessen Frau, und fand da auch Dorchen. Er setzte sich zu ihnen, und bat um Erlaubniß, in ihrer Gesellschaft seinen Thee trinken zu dürfen. Die Mutter war ganz außer sich vor Freude über seine Höflichkeit. Nach einigen andern Gesprächen kam er auf Dorchen. „Frau Amtmannin,“ sagte er: „welch eine liebens-

würdige, schöne Tochter haben Sie!" (Dorchen erröthete.) „Werden Sie nur nicht roth, liebes Kind! In der That, ich begreife nicht, Frau Amtmännin, wie Sie hier auf dem Lande ein so liebes, gesittetes, angenehmes Mädchen haben erziehen können! Sie beträgt sich ja, als wenn sie an einem Hofe erzogen wäre."

„O, Sie scherzen Ihr Gnaden!" erwiederte Dorchens Mutter; „sie kann Gott danken, wenn sie nur auf dem Lande fertig wird."

„Sie müssen nicht ungerecht seyn Frau Amtmännin. Nehmen Sie einmal an, Dorchen wäre durch Zufall, oder durch Liebe, gleichviel meine Gemahlin geworden. Ich würde wahrhaftig nicht einen Augenblick Bedenken tragen, sie der Fürstin als die Frau von Selenberg vorzustellen; und gewiß sagte der ganze Hof einstimmig: welch ein Engel!"

Die Mutter lächelte. „Ja, an einem Hofe würde sie sich schön ausnehmen! . . . Ihr Gnaden, Sie machen mir das Mädchen eitel!"

„In der That, es ist mein Ernst, liebe Frau Amtmännin. Glauben Sie mir, Dorchen muß noch ihr Glück in der Welt machen. Nicht wahr Dorchen? (Er zog sie zu sich; und betrachtete sie.) „Welch ein Wuchs! welch

ein Arm! welch eine Gestalt! Und wenn ein Fürst ihr seine Hand böthe, wahrhaftig, ich würde sagen, er hat nicht besser wählen können."

So sprach Selenberg eine Zeitlang fort, um die Mutter auf den Gedanken zn bringen, es wäre wohl möglich, daß er selbst ihrer Tochter seine Hand antrüge. Zwar ererreichte er seinen Zweck nicht; aber es gefiel der Mutter doch sehr wohl, daß er eine so gute Meinung von ihrer Tochter hatte. Dorchen dachte daran, daß der Herr von Selenberg ihren Geliebten die Anwartschaft auf die Pfarre seines Vaters bestättigen oder ihm wohl gar in Kurzem eine bessere Stelle verschaffen könnte; sie that daher, was sie nur konnte, um sich der Gunst des Edelmanns zu erhalten.

Selenberg begriff nicht warum seine Anspielungen die Eitelkeit der Mutter und Tochter, brsonders der ersteren, so wenig in Bewegung setzten. Es blieb ihm indeß kein Räthsel mehr, als er Wilhelmi und Dorchen ein Paarmal beobachtet hatte. In der ersten Hitze wollte er Beider Liebe gewaltsam zerstören und den jungen Mann auf irgend eine Art von Dorchen wegschaffen; er besann sich aber, daß er seine zutraulichen Leutchen nicht scheu machen durfte. Jezt wollte er versuchen, ob er nicht Wilhelmi aus dem

Herzen das Mädchen verdrängen könnte; doch die Hoffnung hierzu gab er bald wieder auf, da Dorchens Liebe augenscheinlich sehr glühend und romantisch war. Auf dieser Seite konnte er der Unschuld nicht beikommen; die Liebe selbst bewachte sie schon.

Aber was wäre dem listigen kalten Bösewichte nicht möglich, wenn er nur den kindlichsten Sinn, die argloseste Einfalt zu betrügen hat!? Selenberg beobachtete nun Dorchens und Wilhelmi's kleinste Handlungen, und machte bald eine Entdeckung, die er benutzen konnte. Wenn Wilhelmi bei Dorchen war (und er kam fast jeden Abend), so sagte er zwar gute Nacht; aber nach einer Weile da plauderten sie wieder eine halbe Stunde, und, damit Niemand etwas davon wissen sollte, im Finstern. Ein Wagstück für zwei so heiße Herzen, das auch wirklich für Beide nicht immer ohne alle Gefahr blieb; indeß der Jüngling hatte ein Gewissen, und seine Liebe war zu redlich, als daß er Dorchens unschuldiges Hingeben hätte mißbrauchen können.

Auf diese Stunde der Liebe bauete Selenberg seinen höllischen Plan. Zur Ausführung wählte er eine Zeit, da der Vater auf einige Zeit verreist war. Wilhelmi war, wie gewöhnlich, da, auch Selenberg kam, brachte einige junge Leute mit, war äußerst fröhlich, und schlug ein Pfänder-

spiel vor. Er ließ Punsch machen, und beredete Dorchen, einige Gläser zu trinken. Dann kam es wieder zu Spielen, die das Blut erhitzten? und endlich bemerkte Selenberg: es sei spät, und man müsse sich wohl trennen. Auch Wilhelmi suchte, als die übrigen Gäste schon weggegangen waren, seinen Hut, und winkte Dorchen zu. Sie nahm ihr Licht und hüpfte mit einem: „gute Nacht!" auf ihr Zimmer. Selenberg ging in das seinige, und Wilhelmi blieb auf der Treppe, um, wenn erst Alles ruhig wäre, noch auf eine halbe Stunde zu Dorchen zu gehen. Aber auf einmal kam Selenbergs Kammerdiener von unten herauf mit Licht, und war so höflich, dem jungen Manne, ob er gleich wohl hundertmal versicherte, er wisse sich recht gut zu finden, die Treppe hinunter zu leuchten. Der Kammerdiener begleitet ihn bis vor das Haus, schloß hinter ihm zu, legte sich dann in ein Fenster neben der Thüre, und blieb da so lange, bis Wilhelmi endlich die Geduld verlor, und nach Hause ging.

Selenberg schlich sich unterdessen leise an Dorchens Zimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, und rief beim Hereintreten: „pst! pst!" Dorchen hörte auch draußen jemanden gehen. Es war Selenbergs Bedienter; sie glaubte aber, es wäre der Herr, und sagte nicht ein Wort, damit der unschuldige Besuch ihres Wilhelmi nicht bemerkt werden und

Anlaß zu üblen Gerüchten geben sollte. Sie schloß den vermeinten Geliebten in ihre Arme, und drückte ihn an ihr jezt doppelt feurig schlagendes Herz. Das Hin- und Hergehen auf dem Saale hörte gar nicht auf, und es war also nothwendig, daß sie schweigen mußte.

Doch fort über ein Verbrechen, das dem Elenden eine wollüstige Nacht gab, und mehrere Menschen, so lange sie lebten, mit Jammer überhäufte! — Der Bösewicht frohlockte schweigend, daß er die arglose Unschuld besiegt hatte; und endlich gab er sich dem armen, tief gekränkten Mädchen zu erkennen. Er stellte sich, als wäre das Zusammentreffen ein Zufall, und als hätte Dorchen recht wohl gewußt, wem sie bei sich habe. Dorchen war starr vor Entsezen, so wie sie Selenbergs Stimme erkannte. Sie machte nur eine heftige Beweguug, sich aus seinen Armen zu reißen, nur einen Versuch, durch einen Schrei sich Luft zu verschaffen; aber sie vermochte beides nicht, und konnte nur leise wimmern. Selenberg suchte sie zu beruhigen, und schob die Schuld auf seine heiße Liebe. „Ich ging," sagte er, „gestern Abend vor Ihrem Zimmer vorüber, theuerstes Dorchen, und fand die Thür nur angelehnt. Nun wollte ich Ihnen eine gute Nacht wünschen. In dem Augenblicke, da ich die Thür aufmachte, kam jemand den Gang her. Sollte ich Sie, liebes Mädchen, unschuldig in Verdacht bringen? Ich

mußte wirklich hinein gehen, um mich nicht bemerken zu lassen. Nun rief ich Ihnen zu: pst! pst! Ich wollte Ihnen sagen, wie es gekommen wäre; und Sie selbst, Dorchen, schlossen mich an Ihre Brust; Sie selbst . . ."

„Ach Gott! ich selbst!" jammerte das Mädchen, riß sich aus seinen Armen, und flehete: „o, verlassen Sie mich! Ich Unglückliche!"

Selenberg versicherte ihr ewige Liebe und Treue; aber sie hörte das nur in stummer Verzweiflung an. Er ging endlich, weil der Morgen schon dämmerte. Hätte der Bösewicht nur sehen können, welche glühende Verzweiflung das Herz des armen Mädchen zerriß; wie sie sich auf die Kniee warf, und das Morgenlicht verwünschte, das im Osten hervorbrach; wie sie ihr Gesicht in das Küssen hüllte, und jammernd um ihren Tod betete; er würde nicht länger über seinen Sieg gelächelt haben.

Nach und nach fing Dorchen an zu denken: wie soll es werden? Sie glaubte wohl, daß ein bloßer Zufall sie untreu gemacht hätte, aber bald dachte sie mit neuer Angst daran, daß gestern Abend Wilhelmi selbst vor ihrer Thür hin und her gegangen seyn, und folglich Alles bemerkt haben könnte. Selenberg schien ihr so unschuldig an der Verirrung, wie sie selbst; und sie empfand nun wohl Abscheu gegen ihn, doch keinen Haß. Sie wartete mit großer Ungeduld auf ihren Geliebten, und zitterte doch vor

seiner Ankunst. Auf einmal hörte sie Wilhelmi's Stimme im Hofe, und eilte an das Fenster. Er warf ihr einen sehr freundlichen Blick zu, durch den wieder einige Hoffnung in ihre Seele zurückkehrte.

Sie ging hinunter; und das Erste, was ihr Geliebter zu ihr sagte, war seine Entschuldigung für gestern Abend. „Selenbergs Kammerdiener, liebes Dorchen, leuchtete mir bis vor die Hausthür, und schloß hinter mir ab. Dann legte sich der alberne Mensch ins Fenster, als ob er sagen wollte: du sollst nun einmal heute Abend nicht zu Dorchen!"

Dorchen sah es wohl gern, daß Wilhelmi nichts wußte; aber sie erstarrte auch beinahe, als sie von dem Kammerdiener hörte. Jezt schien ihr das Alles nicht mehr ein Zufall zn seyn, sondern Verabredung. Sie machte sich, so geschwind sie konnte, von Wilhelmi los, um die schreckliche Begebenheit noch einmal zu überdenken. Ein kalter Schauder nach dem andern überlief sie, als sie fand, daß Alles zusammenpaßte, wie Theile eines überlegten Planes; von dem erhizenden Punsch an, bis zu dem Augenblicke, da Selenberg sich ihr zu erkennen gegeben hatte. In tiefem Nachsinnen, mit gefaltenen Händen, und mit Todesangst in dem bleichen, auf die Brust niederhangenden Gesichte, saß sie da, als Selenberg ihre Thür öffnete und herein trat. Sie fuhr zusammen, so wie sie ihn erblickte, und in ihrem Herzen loderte Zorn auf; doch die Ehrfurcht, mit der sie

den Gutsherrn zu betrachten gewohnt war, hielt sie ab, ihre Leidenschaft ausbrechen zu lassen, und sie sagte nur mit einem Blicke voll Abscheu: „Lassen Sie mich! lassen Sie mich! ich muß allein bleiben!"

Selenberg suchte sie zu beruhigen, und es gelang ihm in der That so weit, daß er ihr aufs neue wahrscheinlich machte, ihre beiderseitige Schwäche sey die Wirkung eines seltsamen Zufalls gewesen. „Und jezt kann ich Ihnen auch sagen," fuhr er fort, „wer vor der Thüre hin und her gegangen ist. Mein Kammerdiener. Er bekommt gestern Abend noch Briefe für mich. Nun geht er auf mein Zimmer, und wartet. Als er meinen Gang hört, kommt er hervor. Ich höre ihn, gerade als ich Ihre Thür aufmachte. Er weis nicht, wo ich bleibe, und geht hier auf und nieder, weil er glaubt, ich müsse doch endlich kommen. Das hat er mir vorhin erzählt, und ich habe ihm gesagt, ich wäre durch die hintere Thür in mein Zimmer gegangen. Ihr Ruf, liebes Dorchen, ist also gesichert."

Selenberg bemerkte, daß Dorchens Gesicht etwas unruhiger wurde. Nun sezte er sich zu ihr, erklärte seine heiße Liebe, und sagte, daß er ohne ihren Besiz nicht glücklich seyn könnte. Dorchen schwieg; denn was sollte sie dem Manne antworten, mit dem sie in einem so unglücklichen

Verhältnisse stand? — Bald fing er an, sich auf's Neue Freiheiten zu erlauben: aber nun sprang Dorchen mit Abscheu auf, und riß sich aus seinen Armen.

Er hielt ihr Betragen für das bloße Sträuben des Mädchenanstandes, und hoffte, sie bald gefälliger zu machen; aber da irrte er sich. Dorchen schlief, so lange der Vater noch abwesend war bei ihrer Mutter, vermied jede Gelegenheit, mit Selenberg allein zu seyn, und vereitelte alle seine Plane, sie unter vier Augen zu sprechen, mit einfacher Kälte und Festigkeit. Wenn er seinen Raub nicht wieder verlieren wollte, so mußte er nun andre Mittel gebrauchen. Er drang sich endlich einmal bei Dorchen ein und sagte, als sie schon aufstand: „gehen Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas wegen Wilhelmi's zu sagen. Sie lieben ihn, das weiß ich, und ich muß es mir gefallen lassen, so sehr ich auch den Glücklichen beneide. Dorchen, er soll bald Ihr Mann seyn. Der Prediger in Grundritz ist alt, Wilhelmi soll morgen die Vokation zu der Pfarre haben, und nicht als Adjunktus, sondern als wirklicher Prediger. Dem alten Manne will ich eine Pension geben. Sehen Sie, Dorchen, das biet ich Ihnen an, nnd verlange dafür weiter nichts, als nur einen kleinen Theil Ihres Herzens."

Der Plan war Dorchen sehr willkommen; denn sie sah wohl ein, daß ohne Selenbergs Hülfe Wilhelmi's Beförde-

rung noch sehr lange ausbleiben könnte. Sie zwang sich, mit einem heitern Gesichte für seine Güte zu danken. Nun glaubte er, gewonnen zu haben, und zog sie zu sich in seine Arme. Sie ertrug, um des geliebten Wilhelmi's willen, Alles, was die keusche Unschuld ertragen kann, selbst einen Kuß; aber dann wand sie sich von ihm los, und fragte: „ob sie Wilhelmi'n die Güte des gnädigen Herrn ankündigen dürfte.“ „Recht gern!“ antwortete Selenberg; „aber unter der Bedingung, daß Sie, liebes Dorchen, noch einmal die Kammerthür für mich offen lassen.“ — Dorchen stürzte mit Abscheu zurück. — „Meinen Sie,“ fuhr er fort: „daß ich meinen Nebenbuhler glücklich machen soll, ohne es selbst zu seyn? Gutes Kind, ich dächte, Sie nähmen meinen Vorschlag an. Sehen Sie, heute Abend bin ich noch einmal bei Ihnen, und in wenigen Tagen sind Sie Wilhelmi's Frau. Liebes Dorchen, es ist ja doch vielleicht höchst nöthig, daß Sie mit Ihrer Verheirathung eilen. Sie können ja Mutter seyn!“ Dorchen verstand das nicht. Als er es ihr erklärte, wurde sie vor Schrecken bleich. Nun glaubte er den Sieg errungen zu haben; aber kaum hatte sie sich ein wenig gefaßt, so brach ihr Zorn hervor, und sie überhäufte ihren Verderber mit den bittersten Vorwürfen.

„Werden Sie nur nicht böse, liebes Mädchen!“ unterbrach er sie ganz ruhig. „Was habe ich denn gethan? Ist

es meine Schuld, daß die Thür offen stand? Wenn ich ungroßmüthig seyn wollte, so dürfte ich ja nur Wilhelmi'n einen Wink geben, wie es zugegangen ist, daß er die Nacht nicht wieder zu Ihnen gekonnt hat. Sie sehen, liebes Dorchen, daß Sie in meiner Gewalt sind. Es ist nun einmal nicht anders; und soll ich schweigen, so müssen Sie auch artig seyn."

Da stand nun der Bösewicht in seiner ganzen gräßlichen Gestalt vor dem unschultigen, gekränkten Mädchen. Anstatt, wie Selenberg hoffte, jezt nachzugeben und ihm alles zu bewilligen, rief sie mit flammenden Augen und fürchterlichem Tone: „Teufel! boshafter, abscheulicher Teufel!" In diesem Augenblicke ergriff sie eine Scheere, und stieß sie mit fürchterlicher Gewalt nach seiner Brust. Er fiel ihr in den Arm, und suchte sie zu beruhigen; aber sie war allzu tief gekränkt, und hörte nicht auf mit fürchterlichem Tone zu schreien: „Teufel! abscheulicher Teufel!"

Ihr Vater, der eben von seiner Reise zurückgekommen war, eilte herbei, und fragte erschrocken: „um Gottes willen! was ist's denn?" — „Dieser Teufel," sagte Dorchen: „hat mich unglücklich gemacht. Ich bin von ihm schwanger!" Der Vater wurde erst todtenblaß; dann aber fuhr er wüthend auf, und faßte den Bösewicht an der Kehle, als ob er ihn erdrosseln wollte. Selenberg riß sich

los, sprang aus dem Zimmer, rief seine Bedienten, ließ anspannen, und fuhr noch in derselben Stunde so schnell als möglich ab. Dorchen war unterdessen ihrem Vater ohnmächtig in die Arme gesunken, und der unglückliche Mann hatte sie in diesem Zustande nicht verlassen können. Noch ehe sie wieder zu sich kam, trat die Mutter in das Zimmer. Der Vater befragte Dorchen behutsam um nähere Umstände. Sie erzählte ihre jammervolle Geschichte, und nun sank wieder die Mutter ohnmächtig zu Boden.

Endlich erhohlte man sich einigermassen, und fing an zu überlegen. Man sagte Dorchen, daß sie vielleicht auch nicht schwanger wäre. Der Vater machte ihr begreiflich, daß sie ungeachtet ihres Fehltrittes, die Treue gegen Wilhelmi nicht verlezt hätte, und daß sie dennoch eine glückliche Frau werden könnte. Dorchen schwieg; aber sie fühlte, daß sie auf immer unglücklich seyn würde.

Am Abend kam ein Brief von Selenbergen, den die lezte Scene dennoch erschüttert hatte. Er schrieb dem Vater aus der nächsten Stadt, daß er Wilhelmi'n die Pfarre in Grundritz geben wollte, und sezte hinzu, daß Dorchens Verheirathung alles wieder gut machen würde. Hiebei hatte Selenberg freilich eine geheime Hoffnung; die junge Predigersfrau in Grundritz blieb doch mit ihm in Verbindung

und er hatte ein Geheimniß mit ihr, das der Mann nicht wissen durfte.

Herr Grell erbrach den Brief. Kaum hatte er gesagt: „von Selenberg;" so nahm Dorchen ihn aus seiner Hand, und zerriß ihn mit den Worten: „nichts von diesem Bösewichte!" Der Vater war war wohl ein wenig verlegen über die rasche Handlung seiner Tochter; indeß, sie war nun einmal geschehen. Er schlug die Stücke in ein Courert und schickte sie Selenbergen wieder zu. Selenberg sah jetzt deutlich genug, daß man mit ihm nichts zu schaffen haben wollte, und ging, doch ein wenig unzufrieden mit sich selbst, unverzüglich nach der Residenz.

Dorchen wußte nun nicht, was sie thun sollte. Ein Paar Tage gab sie sich für krank aus, was sie auch wirklich halb war, und konnte so das Alleinseyn mit Wilhelmi vermeiden. Dann fuhr der Vater, um sie zu zerstreuen, mit ihr zu einem Verwandten, wohin Wilhelmi ihr nicht folgen konnte. Als sie zurück kam, besuchte der junge Mann sie wie vorher; allein sie behielt etwas Scheues gegen ihn, das sie nicht zu überwinden wußte. Sie war ängstlich um seine Versorgung bekümmert. Er wollte diese Unruhe endigen, und sich examiniren lassen. Dazu mußte er sich einen Monat in der Hauptstadt aufhalten; und in dieser Zeit wurde nun die schreckliche Entdeckung gemacht, daß Dorchen wirklich schwanger war.

Als man an dem Unglücke nicht länger zweifeln konnte, sank Dorchen aus einer Ohnmacht in die andere; die Mutter jammerte laut, und der Vater rang die Hände. Indeß es mußte irgend ein Entschluß gefaßt werden. Dorchen wollte Wilhelmi'n Alles entdecken, und ihm die Entscheidung ihres Schicksals überlassen. Der Vater sagte aber: „was braucht er denn dein Unglück zu erfahren! Du bist unschuldig, Dorchen; aber ein Mann muß doch so etwas nicht wissen. Folge mir, mein liebes unglückliches Kind; verschweig' es ihm. Wir wollen schon dafür sorgen, daß die Sache ein Geheimniß bleibt."

Dorchen weigerte sich zwar noch; aber ihre Aeltern bathen so dringend, daß sie zulezt nicht mehr widerstehen konnte. Man verbarg also dem liebenden Jüngling, was vorgegangen war; Dorchen wurde indeß immer verschlossener und finsterer.

Selenberg wollte, so sehr man auch seine Eitelkeit beleidiget hatte, doch sein Unrecht wieder gut zu machen suchen. Er gab Wilhelmi'n die Pfarre in Grundritz, und hoffte, daß nun die Parteien sich unter einander vergleichen würden. Wilhelmi zog mit dem frohesten Muthe in Grundritz ein und drang nun in Dorchens Aeltern, daß sie sein Glück nicht länger verzögern sollten. Sie hatten einige sehr na-

türliche Entschuldigungen, weshalb die Hochzeit etwa noch etwa noch ein halbes Jahr aufgeschoben werden müßte. Die Liebenden wurden indeß feierlich verlobt, und alles schien sich zu einem guten Ende anzulassen; aber durch einen Zufall wurde der Plan der unglücklichen Familie gänzlich vereitelt. Die Magd hatte im Vorübergehen gehört, daß Dorchen ihrem Vater, als er sie mit Selenbergen antraf, laut zurief: „ich bin schwanger!" Sie war stehen geblieben; und was sogleich hinterher folgte, überzeugte sie, daß sie nicht falsch gehört hatte.

Die neugierige Magd beobachtete nun die Familie, horchte, so oft sie konnte, und wußte das Geheimniß in Kurzem fast mit allen Umständen. Sie sprach schon zu den Leuten im Hause davon, aber nur räthselhaft; und so achtete niemand darauf. Jezt glaubte sie, ihrer Herrschaft alles biethen zu können, und wurde äußerst nachläßig. Man gab ihr Verweise: und sie war trozig. Sie beging endlich einen sehr großen Fehler, und trozte auch da wieder, im Vertrauen auf ein solches Geheimniß. Der Amtmann verlor die Geduld; ohne zu hören, was sie ihm sagen wollte, warf er sie zum Hause hinaus und vom Hofe hinunter. Das Mädchen handelte, wie alle gemeinen Menschen in einem ähnlichen Falle. Sie lief zu dem Prediger, den eben sein Sohn besuchte, und entdeckte ihm, daß Dorchen von

dem Edelmanne schwanger wäre, und daß sie vor der Hochzeit erst heimlich in die Wochen kommen sollte.

Wilhelmi, der mit Schrecken zugehört hatte, wollte das Anfangs nicht glauben; die Magd erzählte aber viele kleine Umstände, und er sah nun wohl, daß wenigstens nicht alles erfunden seyn konnte. Die Magd mußte ihm versprechen, Niemanden weiter etwas zu sagen, und sie hielt auch Wort, weil sie noch in derselben Stunde zu ihrer Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, abging. Wilhelmi fand, als er die einzelnen Umstände zusammensezte, sogar den Tag heraus, an welchem Dorchen ihm ungetreu gewesen seyn mußte. Er erinnerte sich, daß Selenbergs Kammerdiener ihn aus dem Hause geschafft, und daß Dorchen von diesem Abend an sich so kalt, so zweideutig gegen ihn betragen hatte. Er war hintergangen, und mußte auch in seiner Ehe Betrug befürchten. Dorchen hatte ihn getrieben, sich um eine Versorgung zu bemühen, und Selenberg ihm die Pfarre in Grundritz gegeben, weil er da auch noch in der Folge recht bequem mit der Falschen Umgang haben konnte. Er erinnerte sich nun auch an Dorchens jezige Farbe und Kränklichkeit. Darum also war Grell zu jedermanns Verwunderung Amtmann geworden! Darum hatte Selenberg ihm einen so vortheilhaften Pachtkontrakt gegeben!

Wilhelmi's heiße Liebe machte noch einige Einwendungen gegen Dorchen's Untreue; deßhalb beschloß er, zu schwei-

gen

gen, und sich um Gewißheit zu bemühen. Er ging zu dem Amtmann, und drang darauf, daß die Hochzeit bald seyn sollte. Grell wurde verlegen, die Mutter weinte; und endlich schlugen Beide sein Verlangen geradezu ab. Ihre Tochter, sagten sie, müßte erst eine Base besuchen, deren Erbin sie einmal wäre, und die darauf bestände, daß Dorchen einige Monate bei ihr zubringen sollte. Wilhelmi erkundigte sich nach dieser Base, wie es schien, ganz unbefangen, und man nannte ihren angeblichen Wohnort. Er schrieb dahin, und niemand wußte etwas won einer solchen Frau.

Noch immer hielt Wilhelmi an sich. Der Amtmann verreiste, und blieb acht Tage weg. Von dem Knechte, der ihn gefahren hatte, hörte Wilhelmi, daß sie in einer kleinen zehn Meilen entfernten Stadt gewesen waren. Er ritt dahin, stieg in dem einzigen Wirthshause des Ortes ab, erkundigte sich nach Grells Thun und Lassen, und erfuhr, daß dieser ein Zimmer bei einer Hebamme gemiethet hatte, und zwar für jemanden, der sich nur einige Wochen da aufhalten sollte. Der unglückliche junge Mann ging zu der Frau, und lie; sich das Zimmer zeigen, das der lange Mann in einem grünen Rocke, der eben so tiefen Baß spräche, gemiethet hätte.

Die Hebamme stellte sich, als ob sie nichts davon wüßte. „Liebe Frau," sagte Wilhelmi, „ich bin der Bruder des armen Mädchens, das hier niederkommen soll, und will nur

das Zimmer mit den gehörigen Bequemlichkeiten versehen. Sie wird wohl eher reisen müssen, als wir dachten. Wann sagte denn der Vater, daß meine Schwester mit der Mutter ankommen würde? Aber, liebe Frau, halte Sie ja reinen Mund! Und es muß kein Mensch erfahren, wo wir sind."

Die Frau trug nun kein Bedenken mehr, dem jungen Manne zu sagen, was sie wußte. „Aber," sezte sie noch hinzu, „früher kann Ihre Schwester wohl nicht niederkommen; denn Ihr Vater hat sogar Tag und Stunde bestimmt, wenn Alles so geht, wie es soll. — „Je nun!" erwiederte Wilhelmi lächelnd, „mein Vater kann sich doch irren! ... Welchen Tag meinte er denn?" Die Frau nannte ihn. Richtig! die Schlange hatte ihn von dem Kammerdiener aus dem Hause bringen lassen, damit sie ungestört in den Armen des wohllüstigen Edelmannes liegen könnte!

Wilhelmi eilte wieder nach Hause, mit den Entschlusse, sich an der Betrügerin zu rächen. — Der zur Ruhe gesezte Prediger in Grundritz hatte eine hübsche, gute Tochter, die gegen den Nachfolger ihres Vaters immer sehr artig gewesen war. Wilhelmi'n gefiel Karoline, und er würde sie ohne Bedenken zu seiner Gattin gewählt haben, wenn er nicht schon Dorchen geliebt hätte. Als er nach Hause kam, fand er sie — denn noch wohnte der alte Prediger im Pfarrhause — emsig beschäftigt, sein Zimmer mit Maien und Blumen zu schmücken. Wenn sie auch nicht seine Frau

werden konnte (was sie freylich nicht mehr hoffte), so wollte sie doch gern mit ihm in gutem Vernehmen seyn, und hatte deshalb darauf gesonnen, ihm bei seiner Rückkehr eine Freude zu machen.

Dieses Mädchen, dachte Wilhelmi, bringt dir ihr Herz so freundlich entgegen und jene Schlange, die du im Busen trugst, vergiftet und zerstört dein Glück. In diesem Gefühl umfaßte er Karolinen mit Heftigkeit und sagte: „o, wie gut sind Sie! wie herzensgut!" Sie zog sich nicht aus seinem Arme zurück und lächelte sanft. Er drückte sie an seine Brust und fragte: „würdest du mir treu seyn, liebes Mädchen? —"

„Bis in's Grab!" antwortete Karoline, eine von den guten Seelen, die das Herz auf der Zunge tragen, und die nicht wissen, was Zurückhaltung ist.

In diesem Augenblicke trat der alte Vater in das Zimmer. Wilhelmi führte das Mädchen auf ihn zu, und fragte: „wollen Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben?" — „Ich denke, Sie sind verlobt mit der Mamsell Grell?" — „Das ist vorbei!" antwortete Wilhelmi mit einem finstern Blicke. „Aber schon morgen, Vater, müßten Sie mich aufbiethen und kopuliren. Die Strafe an das Konsistorium bezahl' ich." — Vater und Tochter machten Einwendungen; allein Wilhelmi bestand auf seinem Verlangen, und am folgenden Morgen um eilf Uhr nach der Kirche wurde er, zu

großer Freude der ganzen Gemeinde, die ihren alten Prediger liebte, mit dessen Tochter vor dem Altare getrauet.

Nun ging er auf sein Zimmer, und sezte sich nieder, um an Grell zu schreiben. Er fühlte jezt, was er verloren hatte, und konnte vor heftigem Zittern die Feder nicht halten. Sein Zorn war verschwunden, und er weinte mit verhülltem Gesichte. Endlich schrieb er; und noch immer schien ihm das, was er sagte, zu hart.

„Lieber Herr Grell!

Ich habe mich diesen Morgen verheirathet. Mein Glaube an Dorchens Tugend und Treue ist lange unerschüttert geblieben; und noch immer möchte ich gern daran zweifeln, daß sie mich hat betrügen wollen. Meine Verheirathung erspart ihr ein Geständniß, das sie — ich fühle es an meinen Thränen — nicht ohne Schmerz hätte thun können. Nie soll durch mich ein Mensch etwas von Dorchens Zustande erfahren, und ich selbst mag nicht wissen, wie sie zu dieser Schwäche gekommen ist. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Tochter mit gebrochenem Herzen Glück und Ruhe.

Wilhelmi."

Der Brief, der sogleich abgeschickt wurde, überraschte die Familie Grell in dem Genusse einer seltenen Freude. Der Kammerdiener Ahrens war zum Besuche gekommen. Er hatte den Erbprinzen als Bedienter auf seinen Reisen

begleitet, und ihm immer gleiche Treue bewiesen. Als der alte Kammerdiener starb, bekam Ahrens dessen Posten, in welchem ein so redlicher und menschlicher Mann, wie er, gerade am rechten Orte stand. Jezt wollte er seine Schwester, wenn sie noch lebte, unterstüzen. Er hatte sich als ein junger Mann, noch ehe er mit auf Reisen ging, wohl einmal nach ihr erkundigt, aber sich mit der Nachricht, daß sie einige Jahre nach dem Tode ihrer Aeltern aus dem Dorfe weggekommen sei, beruhigt. Die Schwester wußte eben so wenig, wo ihr Bruder geblieben war. Jezt stellte Ahrens genauere Nachforschungen an, und erfuhr endlich, daß sie sich glücklich verheirathet, und daß ihr Mann das Gut des Herrn von Selenberg gepachtet hätte. Er beschloß, sie zu besuchen, erbath sich Urlaub und kam gerade an eben dem Morgen, an welchem Wilhelmi sich trauen ließ.

Wer kann sich die Freude der Geschwister, so guter offner Menschen, nicht denken!? — Grell sah es seinem Schwager beim ersten Blicke an, daß er ein redlicher Mann war. Man schüttete bald die Herzen gegen einander aus; nur Dorchens Unfall wurde verschwiegen, weil Ahrens ja doch in der Hauptsache nichts ändern konnte. Die Familie saß gerade beim Abendessen, und stieß auf das Wohl des Bräutigames an, als ein Brief hereingegeben wurde. „Von Wilhelmi!" sagte Grell, und stieß noch einmal ringsum an. Nun erbrach er den Brief, und die

ersten Worte machten ihn todtenbleich. Er wollte aufstehen, um seine Angst zu verbergen; aber er schwankte, und mußte sich wieder setzen. Dorchen schrie laut auf, und streckte ihrem Vater die zitternden Arme zu. Die Mutter blickte starr auf ihre Tochter, und dann gen Himmel. Der Vater nahm den Brief wieder, erbleichte auf's Neue uud wollte endlich gehen. Dorchen umfaßte ihn, und fragte ängstlich: „was ist denn, lieber Vater?" — „Er weis Alles!" antwortete Grell; und Dorchen sank ohnmächtig in seine Arme. — „Gott im Himmel!" rief die Mutter, „er weis Alles?" Und hat heute geheirathet!" sezte der Vater hinzu; aber sag es Dorchen nicht!"

Der unglückliche Mann brach seiner Frau das Herz; sie sank ihrem Bruder ohne Bewußtseyn in die Arme. Ahrens sah in den Brief, erschrack, warf einen Blick auf Dorchen, und erschrack noch mehr, da ihre Gestalt keinen Zweifel überließ.

Man brachte Mutter und Tochter zu Bette, und nun erzählte Grell seinem Schwager die jammervolle Geschichte „Sieh, Schwager," so schloß er, „es entsteht ein Unglück daraus, das weis ich. Aber dann" — er faßte ein Tischmesser — „dann geh' ich in die Residenz. Mitten am Hofe will ich dem Teufel dies Messer in's Herz stossen. Das thu' ich, Schwager, so wahr mir Gott gnädig seyn soll!"

Ahrens konnte Grellen nur mit vieler Mühe beruhigen. Beide überlegten nun, wie Dorchen die Nachricht beizubrin=

gen wäre, daß Wilhelmi sich verheirathet hätte. Ahrens übernahm am folgenden Morgen diesen traurigen Auftrag. Dorchen hörte ihn ruhig an, und sagte endlich schmerzhaft lächelnd: „Gott mache ihn glücklich!" Sie schien tief nachzudenken, lächelte noch immer, sprach mit Ergebung von ihrem Schicksale, und stand endlich auf, um zu ihrer Mutter zu gehen. Zwar schien sie ruhig zu seyn; aber ihre Leidenschaften arbeiteten mit verborgener Gewalt, da sie ihren Verlust und ihre Schande wie tausend Stacheln im Herzen fühlte. Die Mutter verbarg, als sie Dorchen hereintreten sah, das bleiche Gesicht; und nun brachen die heftigen Gefühle des armen Mädchens auf einmal hervor. „Mutter!' rief sie in einem fürchterlichen Tone, „ich will sterben! Ihr sollt das Gesicht nicht verbergen, wenn ich komme!" — Ihre Miene war wie von Wahnsinn vorzogen. Der Vater, wollte sie halten; sie rieß sich aber los, und stürzte mit dem Geschrei: „ich will sterben!" vor ihm her zur Thür hinaus. Der heftige Schrecken riß gewaltsam an dem Leben der Mutter. Sie erhob die Arme, seufzte noch: „Dorchen! mein Kind!" und ein Schlagfluß endigte ihr Elend

Ahrens schrie auf, rüttelte sie und sprengte ihr Wasser ins Gesicht; aber sie war nicht zu erwecken. Jezt kam der Vater mit Dorchen wieder in das Zimmer. Die vielfachen Leiden machten ihre Herzen starr und kalt; sie weinten nicht, sondern beneideten die Verstorbene, und priesen ihr

Schicksal glücklich. Erst nach einiger Zeit fühlten sie die Wunden ihrer Seele wieder. Vater und Tochter saßen an dem Sarge der Mutter schweigend, mit trocknen Augen und bleichen Gesichtern; nur zuweilen reichten sie einander über den Leichnam weg die Hände zu. Ahrens mochte thun, was er wollte, er konnte sie nicht aus ihrem finstern Schmerze erwecken. Der Vater sagte, als Ahrens ihn an seine Haushaltung erinnerte: „erst begraben; dann will ich die Hölle hier anzünden, und mich in die Flammen stürzen!" Das Einzige, was noch Wirkung auf ihn that, war der Gedanke an seine Tochter. Wenn Ahrens zu ihm sagte: „du wirst auch Dorchen noch tödten!" so erwiederte er: „was soll ich thun, Schwager? Ich will dir ja folgen!"

Dorchen fiel, als die Mutter begraben war, vor ihrem Onkel auf die Kniee, und jammerte: „nur von den Menschen weg; sonst verliere ich noch den Verstand! — „Ja, weg von den Menschen!" sagte der Vater nach. Alles! alles! nur weg von diesen Teufeln!"

Ahrens war vor einem Jahre mit dem Fürsten über die entlegene Waldengrund gekommen, und hatte die wilde Einsamkeit mit Vergnügen betrachtet. „Also dir gefällt es hier?„ fragte der Fürst. „Ja, Ew. Durchlaucht; recht sehr. Und wenn Sie einmal meiner müde sind, so will ich Sie bitten, mir die Wohnung und den Garten bis an meinen Tod zu geben." — „Gut!" sagte der Fürst; „es soll

dein seyn! Nur mußt du bei mir bleiben, bis ich todt bin!" — Jezt dachte Ahrens wieder an dieses Waldengrund, und sprach mit seinem Schwager davon.

Grell war wirklich nicht im Stande, seiner Wirthschaft vorzustehen: so hatte ihn das Unglück angegriffen! Ein benachbarter Pächter trat in seinen Kontrakt. Ahrens reiste wieder nach der Residenz, und schickte seinem Schwager bald die schriftliche Erlaubniß des Fürsten, nach Waldengrund zu ziehen und die Zimmer im Schlosse so wie den Garten, zu benutzen. Sobald Grell diese Erlaubniß hatte, verschwand er mit seiner Tochter aus der Gegend, und Niemand wußte, wohin er gezogen war.

Dorchen, die sich jezt Frau Schwarzen nannte, gebar in Waldengrund ihre Tochter. Sie und ihr Vater bekamen ihre Heiterkeit nicht wieder, und in ihrem Herzen blieb ein unauslöschlicher Haß gegen Selenbergen. Grell war jezt ein erklärter Menschenfeind; der wenig sprach, der allen Umgang floh, und seine Zeit fast ganz mit der Bearbeitung des großen Gartens zubrachte. Bei Dorchen war die Liebe zu Wilhelmi nicht erloschen, oder sie überredete sich wenigstens, daß sie ihn noch liebe, um nur Selenbergen hassen zu dürfen.

Schon sieben Jahre lebten sie verborgen, als Grell endlich zum Erstenmal wieder unter Menschen mußte. Es hatte sich jemand bei der fürstlichen Kammer um den An-

kauf von Waldengrund gemeldet; diese wilde Einsamkeit war aber dem menschenfeindlichen Grell zu lieb geworden, als daß er nicht alles hätte anwenden sollen, sich den Besitz zu sichern. Er fuhr selbst nach der Residenz zu seinem Schwager, um die Sache desto eifriger zu treiben. Ahrens, der mit dem Fürsten auf dem Lustschlosse war, bewirkte leicht, das Waldengrund ihm aufs Neue überlassen wurde, und gab ihm nun Emilien mit, wobei er sagte: „eine Rache an Selenberg! Der Bösewicht liebt das Mädchen. Rette sie aus seinen Klauen, und nimm sie mit dir. Wir müssen es dem Himmel überlassen, den Bösewicht zu strafen? denn der Fürst sagt: solche Dinge gehören nicht vor meinen Richterstuhl."

Diese Geschichte hörte Emilie von Dorchen, dem betrogenen, unglücklichen Mädchen selbst, erzählen, und ihr Haß gegen Selenbergen wurde noch weit größer. Sie lebte übrigens in dem kleinen Cirkel dieser ehrwürdigen Menschen so angenehm, als sie ohne ihren Seibold leben konnte, und es war sehr vortheilhaft für sie, daß sie hier eine Zeitlang zubrachte. Jezt lernte sie einsehen, daß sie bisher, aller ihrer Bildung ungeachtet, nicht so vielen Nutzen gestiftet hatte, wie Dorchen, welche die ganze Haushaltung besorgte, den Garten mit im Stande erhielt, und eine gütige Mutter aller der armen Köhlerfamilien war, die im Thale wohnten. Sie wurde nun Dorchens Gehülfin in allen Ge-

schäften, und fand bald daß Arbeit und Wohlthun den Grund des häuslichen Glückes ausmachen, und daß es schwerer, doch eben deshalb auch verdienstlicher, ist, eine gute Hausfrau, eine sorgsame Mutter, eine gütige Helferin der Unglücklichen zu seyn, als sich, wie Arria, einen Dolch durch die Brust zu stossen, und zu sagen: es schmerzt nicht!

Hier in Waldengrund wurde Emilie natürlicher, sanfter, demüthiger, freundlicher und zufriedener, als sie jemals gewesen war. Endlich hatte sie auch die Freude, daß sie ihren Geliebten wieder sah, den die Furcht des Majors von Sollingen weggetrieben hatte. Seibold fand sie, als er in Waldengrund ankam, in einem einfachen Kleide, mitten unter den kleinen Töchtern der Köhler, die sie im Stricken unterrichtete. Sie erkannte ihn schon von weitem, schrie freudig auf, ließ ihr Strickzeug fallen, und flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er war froh, als er sie so heiter, so gesund, so natürlich sah, und verschwieg ihr ganz, welcher Verdacht ihn hieher gebracht hatte. Sie stellte ihn Grellen und seiner Tochter vor. Schon nach einigen Tagen erhielt er den Beifall, und in kurzer Zeit auch die Freundschaft eines Mannes, der jedem andern Meuschen sein Herz verschloß.

Seibold nahm seine Wohnung in Sondenheim, so viel auch alle ihn bathen, ganz bei ihnen zu bleiben; aber er war jeden Tag in Waldengrund, und lebte mit der Familie

als ob er zu ihr gehörte. Glücklichere Tage hatten weder Emilie noch Seibold je gehabt. Sie waren immer zusammen, bald in den Hütten der Köhler, bald unter den Kindern, bald allein in der dunkeln Waldung, und ihre Herzen schlossen sich immer fester aneinander. Emilie fühlte jezt eine bessere, reinere, heiligere Liebe zu Seibolden; und auch er konnte dem edlen Mädchen nicht länger wiederstehen. Sie wollte jezt nicht mehr glänzen und von ihm bewundert seyn, sondern ihn glücklich machen. Von Tag zu Tag nahm Beider Vertraulichkeit und Zärtlichkeit zu; und, ohne daß sie es selbst wußten und wollten, kam der Augenblick, wo Emilie an Seibolds Brust lag, und mit Thränen in den Augen die Worte von ihm hörte: „ja, ich liebe dich, gute Emilie, mehr als mein Leben. Ich will alles thun, deine Hand zu erhalten, und dich so glücklich zu machen, als ich es durch dich einst seyn werde.“

Jezt war ihr Glück unbeschreiblich; aber die schwarze Wolke, die es zerschmettern sollte, hing schon über ihnen.

Selenberg hatte endlich herausgebracht, daß Seibold in Sondenheim war. — Er reisete in der Kleidung eines gemeinen Bürgers dahin, und schlich sich, so unkentlich als möglich, auch nach Waldengrund. Hier sah er Emilien, die jezt noch reizender geworden war, und Seibolden, der sie

umarmte. Er gab Karln sogleich Nachricht, und bath ihn, nach einer nahe gelegenen Stadt zu kommen, weil er selbst nicht wohl Emilien entführen könnte. Karl kam, und der Plan wurde entworfen. Man wollte nicht nur Emilen entführen, sonbern auch Seibolden ein für allemal aus dem Spiele schaffen. Sobald alles verabredet war, ging Selenberg wieder nach der Residenz zurück, und war jeden Tag bei Hofe, um sich vor allem Verdachte zu sichern. Karln überließ er die Ausführung des Planes, den er erfunden hatte, empfahl ihm aber, noch einige Wochen zu warten, und sich so lange verborgen zu halten, bis der Streich unmöglich fehl schlagen könnte.

Waldengrund lag an der Grenze. An dem Weg zwischen diesem Schlosse und Sondenheim stieß das Gebieth einer Reichsstadt, in welcher sich Oesterreichische Werber aufhielten. Eines Abends, als Seibold sehr ruhig von Emilien nach Hause ging, hörte er ein furchtbares Geschrei, und sah einen Menschen an der Erde liegen, den ein anderer mit dem Degen in der Hand bedrohete. Seibold sprang sogleich hinzu. „Erbarmen Sie sich!" rief der Liegende mit jammernder Stimme. Seibold fragte: „was gibt es hier?" — „Herr," antwortete der Stehende, „was kümmert Ihn das?" Und damit schlug er auf den Unglücklichen los. Seibold faßte den wüthenden Menschen bei der Brust. In dem Au-

genblicke sprang der Andere von der Erde auf, und lief wie ein gescheuchtes Reh in das Gebüsch. — „Hülfe!“ rief nun der Mensch, den Seibold gefaßt hatte; und sogleich war dieser von fünf oder sechs Kerls umringt und festgehalten.

Seibold hörte zu seinem Schrecken, daß er sich unter östreichischen Werbern befand, und daß der von ihm befreite Mensch ein Rekrut war, der nicht hatte marschiren wollen. Er wurde, an des Entlaufenen Stelle mitgenommen, und nach dem Werbehause in der Reichsstadt gebracht. Hier erboth er sich, einen Rekruten zu bezahlen! Man foderte aber, eine ungeheure Summe, die er nicht bei sich hatte; und somußte er schon am folgenden Morgen mit einem Transport nach Böhmen zu aufbrechen. Er bath den Werbe-Offizier nur ein Paar Worte an ein Frauenzimmer schreiben zu dürfen. Als es ihm erlaubt wurde, schrieb er Emilien seinen Unfall Englisch, und bemerkte dabei: die Sache käme ihm seltsam vor, und er riethe ihr, auf ihrer Hut zu seyn, da vielleicht Selenberg oder ihr Bruder im Spiele wäre. „Meinetwegen, sezte er hinzu, mache Dir keine Sorge, und schreib nur sogleich an den Major.“ Das Billet wurde erst Karln gebracht, der es dann richtig nach Waldengrund schickte. Was er erwartet hatte, geschah; Emilie wollte Seibolden wenigstens noch einmal sehen, und ging in Dorchens Gesellschaft sogleich mit eilenden Schritten nach der nicht sehr

weit entfernten Stadt. Auf einmal kam ihnen ein Wagen entgegen. Zwei Bedienten sprangen vom Bock, ergriffen Emilien und hoben sie in den Wagen, der nun in Galopp dahinflog.

„Emilie," sagte Karl, der sich vorher, um nicht von Dorchen gesehen zu werden, in einem Winkel zusammengedrückt hatte: „willst du Selenbergen deine Hand geben, so ist Seibold frey; weigerst du dich aber, so geht er nach Ungarn gegen die Türken? Eine andere Wahl bleibt dir nicht übrig."

„Sterben kann ich, du elender Mensch; aber Selenbergen heirathe ich nicht, und wenn es auch in deiner Macht stände, Seiboldenzu tödten! — Karl! du begehst ein Verbrechen; und warum? für wen? Du wirst dich selbst damit stürzen. Ich habe mich schon einmal damit gerettet, und werde auch jezt aus diener Gewalt kommen."

„Rette dich, wenn du kannst! Dieses Mal bin ich dir zu fein, mein Kind. Es ist alles überlegt, und du sollst wohl thun, was ich haben will."

Sie blieben die Nacht in einem Städtchen. Am folgenden Morgen weigerte sich Emilie weiter zu reisen; ihr Bru-

der befahl aber den Bedienten, sie mit Gewalt in den Wagen zu bringen. Jezt rief sie um Hülfe. Karl drang selbst darauf, daß ein Justizbeamter gerufen werden sollte. Diesem zeigte er Papiere vor; und der Justizbeamte fragte nun Emilien: „Ist dieser Herr Ihr Bruder?“ — „Ja.“ — „Nun, so müssen Sie fahren.“ — Karl lächelte hämisch, und Emilie sezte sich ohne weiteres Sträuben in den Wagen.

„Ich sehe,“ sagte Emilie, als sie kaum saß, du bist zu deinem Bubenstücke mit allen Nöthigen versorgt; nur Eins fehlt dir, wie jedem andern Schurken: Muth.“ — „Ich bitte dich,“ erwiederte er, „seze ihn nicht auf die Probe!“ — Sie lächelte. Vor dem Thore in einer einsamen Gegend ließ sie halten, und stieg aus. Mit großer Geschwindigkeit riß sie die Pistole aus der Seitentasche, und hielt sie Karln vor die Stirn. „Nun Elender?“ rief sie mit drohender Stimme, und spannte deu Hahn. Karl wurde bleich, und sagte: „Schwester! um Gottes willen!“ — „Gib mir die Papiere, du elender Mensch!“ Karl zog zitternd die Papiere herror, und reichte sie ihr hin. (Es war eine Requisition seines Vaters an alle Obrigkeiten, den bezeichneten jungen Mann, Kammerjunker von Halden, mit seiner Schwester, die er aus den Schlingen eines Entführers wieder zu ihren Aeltern bringen solle, nicht aufzuhalten.) „Sieh,“ sagte Emilie, „du feigherziger Bube, wie ein Mädchen dich

in seiner Gewalt hat! ... O Karl!" sezte sie, von Schmerz überwältigt, mit Thränen in den Augen, hinzu: „wie boshaft und grausam mußt du seyn, daß du vor einer Pistole in der Hand deiner Schwester zitterst!" Sie warf die Pistole zu Boden. In diesem Augenblicke entriß ihr Karl die Papiere, und sprang nach der Pistole. Er schoß sie los und zur Sicherheit sogleich auch die andere, die er noch im Wagen hatte.

Als Emilie wieder eingestiegen war, drückte Karl sich in die eine Ecke des Wagens, und biß die Zähne zusammen, Sie fuhr ruhig mit ihm weiter, ohne die Flucht versuchen, da sie wohl einsah, daß sie Seibolden für jezt noch nicht retten konnte.

Nach einer mehrere Tage langen Fahrt kam Emilie endlich an den Ort ihrer Bestimmung. Karl führte sie auf ein schönes Zimmer, und sagte: „hier, Emilie, bleibst du. Es sind Anstalten getroffen, dir das Entlaufen unmöglich zu machen. Die Aeltern wollen nun einmal, daß du Selenbergen heirathen sollst. Auf den Major rechne nur nicht, und auf Hennigen eben so wenig! Wer weis, wo dieser Tugendspiegel jezt umher streift! (Emilie hörte hoch auf). Ich muß dir doch etwas Neues von ihm erzählen. Der Herr Forstmeister verführte ein unschuldiges Mädchen, brach

mit der Gräfin Louise, wurde des einförmigen Lebens hier müde, und ging nach Rußland gegen die Türken. Vermuthlich wird der Major dem verlornen Sohne nachgezogen seyn. Wenn du etwa auf den Schutz des Fürsten hoffst, so irrest du dich; denn du bist hier im Preußischen, auf einem Gute, das Selenbergen gehört. Die Aeltern sind es müde, deinen Thorheiten länger nachzusehen. Ich sage dir gerade heraus, du kannst nichts Besseres thun, als freiwillig dein Jawort geben. Vier Wochen magst du dich allenfalls noch bedenken; aber dann, mein Kind, ist die Gnadenzeit vorüber. Der Befehl, dich zu kopuliren, ist aus dem Konsistorium da. Du wirst getrauet; und dann mag Selenberg zusehen, wie er mit dir fertig wird.

„Ich gebe dir mein Wort," erwiederte Emilien entschlossen: „daß ich nicht zu entfliehen suchen will; denn ich bin doch neugierig wie ihr elenden Menschen, du und dein Spießgeselle Selenberg es anfangen wollt, ein Mädchen zu zwingen, das Muth hat. Für mein Schicksal sorge ich nicht; aber um meinen edeln Bruder bin ich bekümmert, und um Seibolder. Du wirst mir Hennigs Schicksal nicht sagen, das weis ich wohl. Aber wehe dir, wenn er einmal die Schurkereien erfährt, durch die man ihn unglücklich zu machen sucht! Karl, du bist nicht boshaft; aber du treibst dich mit einem Teufel in Menschengestalt umher,

mit Selenbergen. Du willst groß und reich werden, und siehst nicht, daß eben dieser Selenberg ohne Bedenken dich selbst aufopfern würde, wenn du ihm im Wege ständest was doch sehr leicht einmal der Fall seyn kann. Wir, ich und Hennig, wollten gern deine Habsucht und deinen Ehrgeiz befriedigen, wenn du uns nur auf unsere Weise glücklich werden ließest. Aber, Trotz dir wollen wir das seyn. Selenberg wird nie mein Mann, so lange noch eine Scheere, ein Messer, oder eine Gabel spitz genug ist, in sein Herz zu dringen. Sag das deinem edeln Gesellen! Und nun hast du mein letztes Wort."

Karl übergab Emilien einer Frau, die auf sie Acht haben und alle Leute im Hause anweisen sollte, sie nie aus den Augen zu lassen. Julie, die Tochter des Försters Silbermann, bekam den Auftrag, sich an Emilien zu drängen; denn Selenberg rechnete darauf, daß Julie durch Bilder der Wollust die Sinnlichkeit bei ihr erwecken würde Karl schrieb Selenbergen nun: er möchte so bald als möglich zu Emilien reisen. Auch die Aeltern würden (der Vater freilich mit einigem Widerwillen) nächstens dahin gehen, um der Kopulations-Handlung, zu der Emilie im Nothfalle mit Gewalt gezwungen werden sollte, Kraft und Feierlichkeit zu geben. Selenberg antwortete nach einigen Posttagen: man müßte Emilien die vier Wochen Zeit las-

sen, die man ihr versprochen hätte: doch die Mutter würde wohl thun, wenn sie je eher je lieber zu ihr reiste, um sie im Auge zu behalten.

Selenberg konnte nicht kommen; denn ihn beschäftigte jezt eine kleine Nebenbegebenheit sehr ernstlich. Er war schon wieder unter einen fremden Namen in Waldengrund, das er auch neulich nicht so bald verlassen haben würde, wenn er nicht, um sich vor Verdacht zu sichern, gemußt hätte. Als er das Erstemal dort war, schlich er rings um das Haus her, wo Emilie wohnte, um mit dem Terrain, den Wegen und den verborgenen Plätzen bekannt zu werden. Er stieg auf die Felsen an der Seite des Gartens, um auch den, im Gebüsche versteckt, mit seinem Taschen-Dollond zu übersehen. Auf einmal trat eine weibliche Gestalt in den Garten, die seine ganze Aufmerksamkeit erregte. Es war Dorchen, die Selenberg indeß nicht wieder kannte, da sie vor acht Jahren noch nicht völlig ausgewachsen und äußerst schlank gewesen, jezt aber eine große, edle Figur geworden war. Auch ihr Gesicht hatte sich sehr verändert. Ehemals glüheten ihre jugendlichen, runden Wangen vor Gesundheit, ihr Auge funkelte und lachte, ihre Bewegungen schienen ein steter Tanz. Jezt war ihr Gesicht ein schönes feines Oval, in welchem auf dem zu weißen Grunde nur ein blasser Karmin, wie der Wieder-

schein der Abendröthe in einem kristallhellen Wasser, spielte. Ihr Auge blitzte noch eben so, wie ehemals; aber an der sanften Trauer, die darin herrschte, sah man, daß es oft in Thränen stand. Ihre Bewegungen waren jezt sanfter, milder und schöner. Selbst an ihrer Stimme konnte Selenberg, als er sie nachher sprach, sie nicht wieder erkennen; denn ehemals hatte die Stimme dem fröhlichen Herzen nachgejauchzt, und jezt war sie leiser, reiner, ein wenig klagend, aber sehr rührend geworden. —

Selenberg konnte nicht aufhören, die edle Gestalt zu betrachten, die langsam den Garten auf und nieder ging. Sein Herz pochte, und seine Begierden wurden rege. Jezt hüpfte die kleine Sophie herbei. Dorchen blieb stehen, lächelte ihr zu, und küßte sie. Als sie endlich weggegangen war, erkundigte er sich nach ihr bei dem ersten Köhler, der ihm begegnete. Der Mann sagte: „es wäre die Frau Schwarzen; eine junge Wittwe.“ Nun fragte Selenberg weiter nach den übrigen Familien-Umständen, und erfuhr, daß der Alte (so nannten die Leute Herrn Grell, wenn sie von ihm sprachen) von dem Fürsten Garten und Haus geschenkt bekommen hätte. — „Und wie heißt der Alte?“ — „Wie wollte er heißen! Kastlan, nennen sie ihn.“ — „Aber sein Name?“ — „Hm! das ist sein Name.“ — Ein Anderer sagte: „er heißt Herr Schwarz.“ — Grell hatte hier

ganz verborgen gelebt, und es war ihm sehr daran gelegen, unbekannt zu bleiben, daß er die Köhler, wenn sie ihn Herr Schwarz nannten, absichtlich in ihrem Irrthume bestärkte.

Selenberg glaubte nun, die junge reizende Wittwe wäre des alten Mannes Schwiegertochter. Er sah Dorchen noch einmal, dann wieder, und ihr Bild drückte sich immer tiefer in seine Seele. Endlich sah er auch den Alten, und erkannte ihn eben so wenig wie Dorchen. Er wünschte, Emilie und Seibold möchten erst weg seyn, daß er eine Verbingung mit der jungen, schönen Wittwe anknüpfen könnte. Unter seinem eignen Namen durfte er nicht auftreten; denn er mußte befürchten, daß Emilie von ihm erzählt und ihn nicht auf die vortheilhafteste Art geschildert hätte. Er beschloß daher, unter einem fremden die reizende Bekanntschaft zu machen.

Sobald er, etwa vierzehn Tage nach seiner Rückkehr in die Residenz, die Nachricht erhielt, daß Emilie und Seibold entfernt wären, bat er den Fürsten wieder um Urlaub, und ritt sehr einfach gekleidet ganz allein nach Sondenheim. — Er ging schon vom ersten Tage an um Waldengrund her spazieren, und hoffte, daß er der schönen Wittwe einmal begegnen würde. Das geschah nicht; aber Dor-

chen sah ihn bald in einiger Entfernung und erkannte ihn sogleich wieder. Sie eilte zu ihrem Vater, und sagte mit blassen Lippen: „Selenberg ist hier! ich habe ihn gesehen!" — Der Vater sprang auf, und riß eine Büchse von der Wand. Dorchen fiel ihm in den Arm. „O lieber Vater," sagte sie: „wir haben unser Elend überstanden. Wollen Sie mich nun in ein neues stürzen? Soll ich noch erleben daß Sie . . ." — Der Vater hängte die Büchse wieder auf und fragte gelassener: „aber was will er? Emilie ist ja fort und Seibold auch! Was will der Teufel hier? Das muß ich herauszubringen suchen." — Er erfuhr nun, daß Selenberg in Sondenheim logirte, daß er sich Müller, nannte und daß er sich bei den Köhlern erkundigt hatte, wer Dorchen wäre, und so weiter.

Als Grell alle Umstände zusammenhielt, sah er leicht ein, daß Selenberg weder ihn, noch Dorchen erkannt haben müßte. „Dorchen," sagte er nun, „laß den Teufel hier umhergehen! Es wird sich ja zeigen, was er will. Aber wehe ihm, wenn ich ihn auf einer neuen Bosheit ertappe!" — Dorchen suchte ihren Vater in dieser bessern Stimmung zu erhalten, und er versprach, sich dem abscheulichen Menschen nicht zu entdecken. Beyde nahmen sich vor, auf ihre Weise fort zu leben und sich um den Bösewicht nicht weiter zu bekümmern! „Vielleicht," sagte Dorchen, „erfahren

wir zufällig etwas, das der guten Emilie nützlich seyn kann."

Sie begegnete Selenbergen schon am folgenden Tag und behielt ihre Fassung so ziemlich; nur ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, als er sie vertraulich anredete: „liebe Mamsell oder Madame, es hat hier ein Mädchen unter dem Namen Mamsell Schlüttern gelebt, eigentlich aber ein Fräulein von Halden, Sie ist entführt, und es gibt Menschen, die um ihr Schicksal bekümmert sind. Der Verdacht fällt auf ihren Bruder und noch einen Mann. Vielleicht haben Sie von einem Major Halden, dem Oheim des Fräuleins, gehört. Sie würden Sich diesen redlichen Greis verbinden, wenn Sie ihm genauere Nachricht von der Entführung geben könnten. Ich wende mich gerade an Sie, weil wir wissen, daß Sie so gütig gewesen sind, dem verfolgten Mädchen eine Freistätte in Ihrem Hause zu gönnen."

Dorchen war tief erschüttert und schwieg. Selenberg fuhr fort zu sprechen, und Dorchen sagte endlich: „ich weis nicht, ob ich ohne Erlaubniß meines Vaters Ihre Fragen beantworten darf." Er erbot sich, sogleich mit ihr zu gehen; das lehnte sie aber unter einem wahrscheinlichen Vorwande ab. Sie wollte sich gern losmachen; Selenberg

ließ aber das Gespräch nicht fallen, und erkundigte sich nun nach dem Namen ihres Vaters. — „Er heißt Schwarz.“ — „Und Sie?“ — „Ich bin seine Schwiegertochter und heiße folglich auch so.“ — „Wittwe, wie ich höre?“ — Dorchen verbeugte sich. — „Das Schicksal ist sehr grausam gegen Sie gewesen, Madame; in der That sehr grausam!“ — „Ja, das ist es!“ sagte Dorchen, zu Thränen bewegt. — „Sie,“ fuhr er fort, „in den Jahren der Jugend zur tiefsten Einsamkeit zu verdammen, Sie, eine so holde liebliche Frau! Aber der Himmel kann nicht immer so hart gegen Sie seyn. Schon ehe ich Sie kannte, nahm mein Herz Theil an Ihnen; denn Emilie schrieb in jedem Brief von ihrer neuen vortrefflichen Freundin. O, ich wollte mein ganzes Glück darum geben, wenn ich die Thränen aus diesen schönen Augen wegschaffen könnte. Verzeihen Sie mir, Madame. Ich bin sehr bewegt. Sagen Sie Ihrem Vater, daß ich ihn Morgen selbst sprechen werde.“ — Er verbeugte sich und verließ sie.

Dorchen sah ihm lange mit unverwendeten Blicken nach und flüsterte damit hinter ihm her: „o, du Teufel!“ Sie ging zu Hause und erzählte ihre Unterredung mit Selenbergen. Noch erriethen Vater und Tochter nicht, was der Boshafte eigentlich zum Entzwecke hatte; aber desto begieriger wurden sie, es zu erfahren. Sie faßten den Vorsatz,

sich zu verstellen; und das Verlangen, sich an dem Bösewichte zu rächen, gab ihnen Kraft dazu.

Am folgenden Tage kam Selenberg. Herr Schwarz war ernst, aber ganz höflich. Er erzählte, als jener auch um Emilien fragte, mit kalter Ruhe, was er wußte, und schloß mit den Worten: „Gott verdamme die Unmenschen die das arme Mädchen unglücklich machen wollen!" Selenberg suchte nun, sich die Gunst des Vaters zu erwerben. Er bat um Erlaubniß, so lange er sich hier in der Gegend aufhalte, sie öfter besuchen zu dürfen. Dieser sagte: „Sie werden mir willkommen seyn." Aber seine Rolle wurde ihm endlich doch zu schwer; er ging hinaus, und Selenberg blieb nun mit Dorchen allein im Zimmer.

Jezt fing Selenberg ein Gespräch an, worin er der jungen, schönen Wittwe, die feinsten, lieblichsten Schmeicheleien sagte. Sie merkte endlich mit Schaudern, daß die Besuche des Bösewichts ihr galten. Als er fort war, entdeckte sie dem Vater, was sie dachte. Grell überlegte schweigend, und sagte endlich: „weis ihn nicht ganz ab, Dorchen! sey freundlich gegen ihn! . . . Führt ihn die Rache hieher? oder sollen wir noch mehr leiden? Ich bitte dich, Dorchen, sey freundlich gegen ihn." — In Grells Kopfe schwankten mancherlei Vorstellungen. Er konnte noch

nicht mit sich selbst einig werden, was er wollte was er wünschte, was er zur Absicht hatte: ob Rache, oder sonst etwas. Zulezt entschloß er sich, den Gang der Begebenheit abzuwarten, und dann vielleicht einen Plan, der dunkel in seiner Seele lag, auszuführen.

Schon seit einigen Jahren machte dem armen Dorchen, da der Verlust ihres geliebten Wihelmi nicht mehr so brennend schmerzte, das Schicksal ihrer Tochter den meisten Kummer. Sophie war ein unehliches Kind, folglich, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, mit Schande bedeckt; und daran konnte die Mutter nie denken, ohne heiße Thränen zu weinen, davon sprach sie am meisten, und immer mit den rührendsten Klagen. Grell wußte seine Tochter hierüber nicht zu beruhigen. Es gab kein anders Hülfsmittel, als daß Selenberg Dorchen heirathete; und daran ließ sich gar nicht denken. Doch jezt war Selenberg da, und in Grells Seele stieg der Gedanke auf, diesen Umstand zu benutzen.

Nach einigen Besuchen blieb es nicht länger zweifelhaft, daß der Abscheuliche die Absicht hatte, Dorchen zu verführen. Er war ihr Schatten, und verhehlte seine Liebe nicht mehr, ob er sie gleich nicht geradezu erklärte. Dorchen befand sich in der schrecklichsten Lage. Sie verabscheuete

den Bösewicht, und ihr Vater bat sie doch dringend, ihn mit seinen Bewerbungen nicht abzuweisen.

Grell ging unruhig, schwankend, mit sich selbst kämpfend, umher. Endlich als Dorchen ihm aufs neue eine Unterredung mit Selenberg erzählte, rief er in wilder Hitze: „der Bösewicht soll dich heirathen!" — Dorchen erstarrte fast, und sagte mit Abscheu: „nimmermehr!" — „Er soll!" fuhr der Alte fort: „dein Kind soll er ehrlich machen, dir seinen Namen geben, und dann — liebes Dorchen, dann siehst du ihn nicht wieder! Aber heirathen muß er dich, getrauet muß er mit dir werden; dadurch wollen wir uns an ihm rächen." — Er entdeckte nun Dorchen seinen Plan. Die Mutterliebe überwand ihren Abscheu vor Selenbergen; sie willigte ein, und ging zu ihrer Tochter, um heiße Thränen zu weinen.

„Und will er nicht," sagte Herr Grell; als er allein war, mit ernsten Blicken — „will er nicht, so soll der Teufel sterben!" Er hatte seinen Schwager Ahrens schon vor einigen Tagen in einem Briefe gebeten, ihm doch bei dem Fürsten sogleich die Erlaubniß zu verschaffen, daß der Prediger in Sondenheim seine Tochter ohne die gewöhnlichen Formalitäten trauen dürfte. Ahrens, der aus dem Tone des Briefes etwas Unrechtes argwohnte, antwortete

ihm durch einen reitenden Boten, und wollte wissen, mit wem. Jezt schrieb Grell ihm seinen Plan mit Selenbergen. Ahrens trug die Sache dem Fürsten vor, erzählte die Betrügerei des Präsidenten, und schilderte das Elend der unglücklichen Familie mit den lebhaftesten Farben. Der Fürst, der jezt auf Selenbergen böse war, weil er ihm Emiliens Entführung zuschrieb, und den Dorchens Begebenheit innig rührte, bewilligte die Erlaubniß, ließ sie von dem Consistorinm bis auf die Namen ausfertigen, und schrieb dann diese eigenhändig hinein. So kam der Befehl nach wenigen Tagen in Grells Hände.

Selenberg wußte noch immer nicht, was er aus der jungen Wittwe machen sollte. Sie schreckte ihn nicht zurück, sie vermied ihn nicht; aber sie nahm seine Liebe nur an, ohue sie zu erwiedern, zitterte, so oft er ihre Hand faßte, und vergoß Thränen, wenn er die Arme um ihren Leib schlang. Er rückte endlich mit seinen Liebeserklärungen näher, und spielte die Unterredungen ins Leidenschaftliche. Dorchen wies ihn nicht ab, und blickte immer zur Erde. Selenberg hielt ihren Abscheu für Verlangen und Scham. Er drang jezt stärker auf sie ein, und bat um geheime Unterredungen. — „Mein Vater ist streng!“ sagte Dorchen mit einem Seufzer; und nun glaubte Selenberg, gesiegt zu haben. — „Streng?“ erwiederte er,

und küßte ihre Hände. „Lassen Sie ihn so streng seyn, wie er will, liebste Schwarzen. Braucht er denn zu wissen, wie heiß ich Sie liebe? Ja, meine Theure, ich will das süße Vergnügen aufopfern, Sie alle Tage zu sehen. Aber wenn ich nun Abends komme? Ihr Vater geht früh zu Bett, und ich weiß Ihr Zimmer zu finden. Ach, liebe Frau, ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, was uns Beiden wichtig ist! Ich muß Sie nothwendig allein sprechen. Sie sollen glücklich werden, und auch ich will es durch dieses Händchen seyn. Heute Abend um zehn Uhr bin ich bei Ihnen. Darf ich?" — Dorchen schwieg, wendete sich von ihm ab, und verhüllte das Gesicht. Er drang weiter in sie, und betheuerte die Reinheit seiner Absichten. Endlich seufzte sie leise und zitternd: „ja, ich will Sie sprechen."

So hatte denn Selenberg den Sieg errungen! Er kam um zehn Uhr, und Dorchen erwartete ihn an der Thüre. Sie ging mit ihm zwei Treppen hinauf, durch öde Säle, die er nie gesehen hatte, in ein festes gewölbtes Zimmer, und setzte die Lampe auf einen steinernen Tisch. Dann wendete sie sich zu ihm, und fragte zitternd: „nun, Herr Müller, was haben Sie mir zu sagen?" — Er umarmte sie, und schwor ihr eine ewige Liebe. Dorchen fragte: „aber wollen Sie mich heirathen?" — „Ja, theures, ge-

liebtes Weib, dieser Gedanke ist mein höchstes Glück, und ich führe ihn aus, so bald meine Umstände es erlauben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Der Vater trat herein; zwei Köhler, mit Gewehr in den Händen, folgten ihm, und auf dem Saale standen noch andere Menschen. Die Thür wurde wieder verschlossen. Selenberg trat erschrocken und schüchtern zurück. „Hab' ich dich endlich," sagte Grell, „hab' ich dich Bösewicht?"

„Herr Schwarz, Sie verkennen mich. Die reinste Liebe zu Ihrer edlen Tochter hat mich hieher geführt. Ja, ich liebe Ihre Tochter; ist das ein Verbrechen? Ich biete ihr meine Hand an; finden Sie das unrecht?

„Sie wollen also meine Tochter heirathen?" fragte Grell, und sah ihn starr an.

„O, Sie machen mich zum glücklichsten Manne auf der Erde, wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben."

„Die gebe ich!" erwiederte Grell. Er schloß die Thür auf und sagte: „kommen Sie doch herein Herr Prediger!" Selenberg machte in großer Angst einige sehr scheinbare Vorstellungen gegen eine so schnelle Verheirathung; aber Grell

sagte mit Kälte: „Sie werden hier auf der Stelle kopulirt." Nun wendete sich Selenberg an den Prediger: „Sie dürfen mich nicht trauen. Es kann ja ein kanonisches Hinderniß . . . Ich brauche die Einwilligung meiner Aeltern, an der ich freilich nicht zweifeln darf. Aber, Herr Schwarz, Sie bringen mich und Ihre Tochter um ein ansehnliches Vermögen, wenn sie die Trauung nicht noch einige Tage aufschieben. Ich habe einen Onkel" — „Jezt auf der Stelle wirst du kopulirt, Bösewicht!" erwiederte Grell, dem es mit dem Weigern zu lange währte.

Selenbergen wurde bange bei dem kalten, festen Tone, bei dem fürchterlichen, grimmigen Blicke des Mannes. Ihm fiel ein: nun, ich werde ja doch unter einem fremden Namen getraut, und mit Geld läßt sich am Ende die ganze Geschichte unterdrücken. Er sagte, freilich noch immer sehr ängstlich: „wenn sie denn nun schlechterdings darauf bestehen, theurer Mann, wenn es denn nun einmal scheinen soll, als hätten Sie mich gezwungen, diese Hand anzunehmen, die das höchste Glück meines Lebens seyn wird: . . . Aber ich bitte, lieber Vater, überlegen Sie!"

„Diese Stunde wirst du kopulirt, Bösewicht!"

„Nun, in Gottes Namen denn! Ich werde einige Tage früher glücklich. Kommen Sie, meine Theure!"

Grell winkte dem Prediger. „Also“ fing der Prediger an, „ist es Ihr Wille, Herr Präsident? — Wie heißt Ihr Vorname?“

Als Selenberg seinen Titel hörte, wurde er auf's Neue bleich und fing an zu zittern. Er faßte sich aber schnell, suchte sich ein Ansehen zu geben, und sagte: „ja, ich bin der Präsident von Selenberg. Und nun rathe ich Ihnen, Herr Prediger, sich wohl vorzusehen, keinen Theil an einer Begebenheit zu nehmem, die ...“

„Ich weis, was ich thue, Herr Präsident, Ihren Vornamen bitte ich mir aus.“

„Ludwig Wilhelm,“ fiel Grell ein.

„Ich sehe,“ sagte Selenberg, „man kennt mich hier genau. Aber meinen Sie denn wirklich, Herr Schwarz, die Intrigue dieser Komödie wäre mir nicht klar? Man lockt mich hierher, die schöne Frau da nämlich. Soll es Zufall seyn, daß der Prediger und alle die Leute da sind? — Sie haben sich in einen sehr bösen Handel verwickelt, Herr Schwarz, und ich bitte Sie, der Komödie nun ein Ende zu machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich schweigen will. Aber jezt lassen Sie mich gehen!“

„Sobald du kopulirt bist, Bösewicht!" antwortete Grell, „nicht eher!" ... Fangen Sie an, Pastor!"

„Fangen Sie an!" rief Selenberg, den nur der kalte grimmige Ton des alten Mannes noch veelrgener und ängstlicher machte. Auf Ihre Verantwortung, Herr Prediger! Ich will nicht kopulirt seyn, ich will nicht! Hören Sie?"

„Du willst nicht?" sagte Grell. „Ja, das ist ein Anderes. Besinne dich! Noch einmal: willst du, oder willst du nicht?" Selenberg blieb bei seinem Nein. — Jezt öffnete Grell die Thür, und sagte? „so geht Alle hinaus!" Als er mit dem Präsidenten allein war, schloß er die Thür wieder zu, und wendete sich mit fürchterlichen Blicken zu ihm. „Jezt sind wir allein, Teufel! höllischer Teufel! Wird dir nicht bange? ahnet dir nichts?" (Er zog langsam eine Pistole hervor.) „Zum leztenmale, abscheulicher Bösewicht; willst du dich kopuliren lassen?" Selenberg wußte nicht zu begreifen, wie der Mann noch immer Ernst aus dem Handel machen konnte.. „Ich will Ihnen" sagte er, „jede andere Genugthuung geben; aber kopulirtn lasse ich mich nicht. Ich habe Sie nicht beleidigt, Herr Schwarz, und . . ."

„Nicht, Teufel? nicht?" (Das Bild seiner sterbenden Frau war vor seiner Seele.) „Mörder meines Weibes!

meines Kindes!" rief er fürchterlich, uud drückte die Pistole ab. Die Kugel fuhr an Selenbergs Kopfe weg, riß ihm den Hut beinahe herunter, und prallte von der Mauer zurück. „Nicht?" rief Grell, und zog eine zweite Pistole hervor. Selenberg rief in Todesangst: „ich will ja! ich will! Lassen Sie den Prediger kommen! Bei meiner Ehre, sie soll meine Frau seyn!"

Grell besann sich einen Augenblick. „Mensch," sagte er dann bitter lachend, „wenn ich nicht mein Kind bedächte, du müßtest sterben!" Er schloß die Thür auf, alle drangen schnell herein, weil der Schuß sie erschreckt hatte, und die Thüre wurde wieder verschlossen. Bleich, und an allen Gliedern zitternd, matt, faßte er Dorchens Hand und trat vor den Prediger. „Es ist also," fragte dieser, „Ihr freier Wille, Herr Präsident, gegenwärtiges Frauenzimmer zu heirathen?" — „Ja, mein freier Wille!" — Der Prediger las das Formular; als er den Namen „Dorothea Grell" nannte, warf Selenberg ängstlich seinen Blick auf den Alten, und erkannte ihn, so wie Dorchen. Nach der Ceremonie winkte Grell seiner Tochter, und sie brachte die kleine Sophie, Grell führte das Kind auf Selenbergen zu, und sagte kalt: „das ist Ihre Tochter, Fräulein von Selenberg."

Selenberg stand ohne Besinnung da, und wußte nicht ein Wort zu sagen. Nun wurde der Trauschein ansgefer-

tigt und besiegelt. Dann zog Grell ein Papier hervor, nnd gab es Selenbergen zum Durchlesen. Es war eine Vorstellung an den Fürsten, worin der Präsident um die Legitimation seiner Tochter bat. Als Selenberg auch die unterschrieben und versiegelt hatte, gingen die Uebrigen. Grell blieb mit ihm allein, und sagte: „die Vorstellung geht noch in dieser Nacht an den Fürsten ab; und du bleibst hier, bis die Antwort da ist. Dann gehst du, und kommst weder mir noch meiner Tochter je wieder vor Augen. Jezt kennst du mich, Bösewicht! Thue, wenn du wieder frei bist, was du Lust hast; aber hüte dich, Elender, einen Schritt zu wagen, der meine Tochter beunruhigen könnte! Vielleicht bildest du dir ein, mich jezt vor Gericht ziehen und in ein Gefängniß bringen zu können. Aber sieh! ich habe mächtige Freunde.“ (Er hielt ihm die schriftliche Erlaubniß zur Kopulation hin, und Selenberg erkannte des Fürsten Unterschrift.) „Noch einmal hüthe dich vor mir, und komm nicht wieder vor meine Augen! Mein Leben gilt mir nichts, gar nichts, und ein solcher Mensch muß dir, du Teufel, fürchterlich seyn.“ Er ging, und verschloß die Thür.

Selenberg warf sich, sobald er allein war, auf ein kleines Bett, das in einem Winkel stand; er war beschämt, erschüttert; und es erwachte in feinem Herzen sogar eine Empfindung wie Reue, vor der er die ganze Nacht kein

Auge zuthun konnte. Am Morgen brachte ihm ein Mann ein Frühstück, und so auch Mittags und Abends ein ländliches Essen. Am dritten Tage kam Dorchen, mit ihrer Tcchter an der Hand, in das Zimmer. „Da sieh ihn an!“ sagte sie weinend zu dem Kinde: „es ist dein Vater!“ Er schlug die Augen nieder, weil er es nicht wagte, die vor ihm stehende reizende Frau zu betrachten; doch blickte er verstohlen auf das Kind, und entdeckte in dessen Zügen einige Aehnlichkeit mit den seinigen.

Die kleine Sophie stand neben der Mutter, hatte ihre Schürze gefaßt, und sah den Präsidenten furchtsam an. „Darf ich ihn denn Vater nennen, liebe Mutter?“ fragte sie endlich. Dorchen umarmte das Kind, ohne zu antworten, und weinte. Nach einigen Minuten hob sie an: „Sie sind frei, Herr von Selenberg. Jezt bitte ich Sie aber, um meines alten ehrwürdigen Vaters willen, lassen Sie uns in Ruhe. Sie haben meine Mutter getödtet und mich unglücklich gemacht. Sehr leicht — ach, Sie wissen nicht, wie leicht! — könnten Sie meinen Vater auf das Blutgerüst bringen. Noch einmal, lassen Sie uns in Ruhe! lassen Sie Ihre Tochter wenigstens die Mutter behalten. Und nun leben Sie wohl.“

Sie ging, und die Thür blieb offen. Selenberg sprang auf, und — trieb ihn Freude über seine Erlösung, oder

Reue? — er eilte Dorchen nach, reichte ihr die Hand, küßte seine Tochter, stürzte die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, nach Sondenheim, und ging von da sogleich auf eines seiner Güter, das weit von der Residenz entfernt lag.

Verlegner kann wohl nicht leicht ein Mensch seyn, als Selenberg in dieser seltsamen Lage. Er hatte eine Frau, die er liebte, zu besitzen wünschte, und war doch völlig ungewiß, in welchem Verhältnisse er mit ihr stände; denn, wie es schien, sollte er sie nicht wiedersehen. Als seine Gattin wollte er sie nicht anerkennen; und doch quälte ihn die Begierde nach ihr. Freilich konnte ihn eine Klage wieder von ihr losmachen; aber der Fürst war mit im Spiele Und wenn das auch nicht gewesen wäre — er sah immer den alten Grell mit seiner Pistole; und daß der Mann zuschießen würde, daran war jezt nicht mehr zu zweifeln. Aber doch wünschte er sich Emilien; und die konnte er unmöglich bekommen, so lange Dorchen Rechte auf seine Hand behielt. Sollte er nun auf Scheidung klagen? Da sah er den fürchterlichen Alten wieder. Ueberdieß mußte er ja gestehen, mit der Pistole in der Hand zu der Heirath gezwungen worden zu seyn; und das machte ihn lächerlich! Man hielt ihn dann gewiß für einen Thoren, der sich durch leere Drohungen habe schrecken lassen; und seine vorige Be-

gebenheit mit Dorchen ließ sich wenigstens für jezt nicht erzählen. Zu andrer Zeit konnte er damit prahlen, und der Hof mußte sie ganz superbe finden; doch zur Entschuldigung war sie nicht zu gebrauchen, denn sonst kam er in die Lage, gestehen zu müssen, daß er niederträchtig gehandelt habe. Kurz, er sah sich von allen Seiten eingeengt, lächerlich dazu, und ohne Hoffnung, wieder freie Hände zu bekommen.

Er blieb auf seinem Gute in der tiefsten Einsamkeit. Bisweilen dachte er daran, seine Frau mit ihrer Tochter kommen zu lassen, da seine Begierde zu dem schönen Weibe noch gar nicht erloschen war. Aber er befürchtete eine abschlägige Antwort, und noch außerdem die Pistole des Alten. So schwankte er zwischen mancherlei Leidenschaften hin und her, ohne daß er einen Entschluß fassen konnte. — In der Residenz war unterdessen schon bekannt geworden, daß Selenberg sich mit einer Amtmannstochter verheirathet, und ein Mädchen, welches sie von ihm gehabt, legitimirt habe. Die Nachricht kam mit allerlei Zusätzen, die das Gerücht ihr gegeben hatte, auch nach Moorberg. Karl wollte sie nicht glauben, aber sie wurde in Kurzem völlig bestätigt. Nun gerieth man in Moorberg um so mehr in Verlegenheit, da Selenberg nichts von sich hören ließ, und da auch niemand wußte, wo er sich aufhalten möchte. Karl erfuhr dieß bald, nnd ritt zu ihm.

„Ist es wahr, Selenberg, was das Gerücht sagt? bist du verheirathet?“ —

„Ja!“

„Und du hast deine Tochter legitimiren lassen?“

„Ja!“

„Und . . .“

„Ja, ja! zum Teufel, es ist alles wahr!“

„Aber, Selenberg, meine Schwester?“

„Nun, du hörst ja, ich bin verheirathet, und — was dir unbegreiflich seyn wird — doch ohne Frau. Meine legitime Tochtet habe ich nur ein= oder anderthalb mal in meinem Leben gesehen, und ich weis nicht, ob ich sie jemals wiedersehen werde.“ — Er erzählte nun seine Begebenheit.

Hm!“ sagte Karl, „das ist eine Posse. — Klag und...“

„Laß dich todtschießen? Gehorsamer Diener, lieber Halden?“

„Aber meine Schwester! Jedermann weiß, daß die Partie arrangirt war. Du kannst nicht verlangen, daß wir lächerlich werden sollen. Also werde ich mit deiner Erlaubniß die Geschichte in der Residenz erzählen, wie du sie mir gegeben hast. Ich bedaure dich; aber...“

„Wie du willst! Und ich werde dann der Gräfin Espenbruch die Geschichte mit der Silbermann schreiben, wie

sie ist. Wir wollen uns Beide bekehren, aufrichtig seyn und Alles ausplaudern. Du hast die Wahl, Halden!"

Karl besann sich nicht lange, und schloß einen neuen Vertrag. Selenberg wollte Emilien nicht aufgeben, ob er gleich noch nicht bestimmen konnte, wie er sich verhalten würde. „Ich fühle," sagte er, „daß es nicht so bleiben kann, wie es ist; wie es werden soll, sehe ich freilich noch nicht. — Wir haben doch mit seltsamen Menschen zu thun, und manchmal will mir aller Muth vergehen. Wahrhaftig, der Alte hat mich erschüttert."

„Ja freilich! wenn eine Kugel so nahe beim Kopfe weggeht! Aber laß es gut seyn, Selenberg! nur noch einige Schritte, und wir haben den Sieg. Mein Bruder, der Pinsel, ist fürs erste aus dem Wege; und wer weis, ob nicht ein Türkischer Säbel ihn auf immer fortschafft. Louise, sagt man, trauert noch um ihn. Mag sie doch! sie wird ihn vergessen. Seibold ist auch zum Teufel geschickt, und ich habe nun wenigstens Rache an meinem tollen Onkel."

„Wenn ich das Alles so überlege, Halden — es ist doch eine seltsame Sache mit diesen Tugendhelden und mit uns. Was für Dinge müssen wir nicht anstellen, was für Intriguen, was für Rollen spielen, um unsern Zwecken näher

zu kommen! Sie aber sind ruhig, und immer in ihrer Fassung, so daß wir oft nichts gegen sie ausrichten können. Es ist wahr, wir genießen des Lebens, und sie nicht; aber unsere Sorgen, die beständige Aufmerksamkeit auf Alles, die ewige Abspannung unseres Geistes; und dann, was sich doch nicht ganz leugnen läßt — eine Art von Unruhe, ich weis selbst nicht, Gewissensbisse, die uns am Ende den Spaß wieder verderben!

„Vorurtheile aus der Jugend.“

„Meinetwegen! Aber diese Unruhe ist nun doch einmal da. Noch immer denke ich nicht ohne Zittern an den alten Grell mit seiner donnernden Stimme nnd seinem kalten Scharfrichtergesichte!... Meine Tochter fragte die Mutter: „darf ich ihn denn Vater nennen?“ Ich kann dir nicht sagen, Halden, wie mir die Frage durch die Seele ging. Man ist zuweilen ein Narr, das weis ich; und das Gefängniß hatte mich zahm gemacht. Ja, ja! Aber was hilft das Alles, Halden? Wir sind doch keine Stunde sicher. Kämen Seibold und dein Bruder zurück: und erführen am Ende, wie Alles zugegangen ist — es würde uns eben nicht sonderlich gut gehen.“

„Ein gutes Wort,“ sagte Karl, „macht sie Alle wieder zahm. Dafür kannst du ganz unbesorgt seyn.“

Selenberg war durch Furcht in diese bessere Stimmung gekommen. Er wußte nun aus Erfahrung, welche schreckliche Folgen die Wollust nach sich zieht. Sein Leben hatte auf dem Spiele gestanden, und er fühlte, daß der Vater so großes Unrecht nicht gethan haben würde, wenn er ihn erschossen hätte. Solche Väter oder Brüder, die einen fürchterlichen, tödtlichen Haß gegen ihn fühlten, wie Grell, könnte es aber wohl noch zehn oder mehrere geben. Die Gefahr brachte ihn zum Nachdenken über alle seine Handlungen. „Wenn Seibold zurückkäme! wenn Halden erführe, wie das mit Julien zusammenhängt!" Selenberg war nicht besser geworden, sondern nur furchtsam. Er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er Grells Frau ermordet, und die Tochter unglücklich gemacht hatte; das schienen ihm nur zufällige Folgen seiner Handlung. Aber er wußte nun, was ein beleidigter Vater thun kann. Hm! sagte er vor sich, das ist kein Spaß; und künftig werde ich doch erst den Vater oder Bruder ein wenig ins Auge fassen, ehe ich den Tanz mit der Tochter anfange.

Was auch Karl von Selenbergs Aeußerungen denken mochte, er hielt es wenigstens für sicherer, Emilien noch eine Zeitlang auf dessen Gute zu lassen. Wenn der Major Emilien sprach, so wußt er auch, wer sie entführt, und wer Seiboldden den Werbern in die Hände gespielt hatte,

und daß er dann losbrechen würde, konnte Karl nicht bezweifeln.

Der Major kam Anfangs gar nicht von seinem Grillen-Fenster weg. Wohl zehnmal im Tage pfiff er den Dessauer Marsch, und rieb sich die Stirn; aber das wollte nicht helfen. Seine Frau suchte seine Hoffnungen zu beleben, und der alte Husar ging nicht mehr von seinem Zimmer. Er lächelte wohl bisweilen, nickte mit dem Kopfe, wenn sie ihm bald dies bald jenes erzählten; doch, wenn sie dann eine Frage an ihn thaten, so sahen sie aus der Antwort, daß er gar nicht zugehört hatte. Sehr oft unterbrach ein tiefer Seufzer sein Lächeln, oder er fing wieder an zu pfeifen. Wohl zwanzig Male trat er an die große Landkarte von Teutschland, die an der Wand hing, und betrachtete sie mit Kopfschütteln. „Liebes Hannchen," hob er endlich traurig an, „ihr wollt mich trösten; und ich danke auch Gott, daß ich euch Beide habe; denn was wollte ich armer alter Mann ohne euch anfangen? Auch sag' ich mir selbst genug, daß ich undankbar gegen den lieben Gott bin. Aber ich kann's nicht gewohnt werden, so allein zu seyn. Tritt einmal her, Hannchen, vor die Landkarte. Hier müßte Sollingen liegen, wenn es darauf stände. Nun sage mir wo soll ich den lieben Jungen suchen? Sieh, da herum steckt er, in Polen oder gar in der Türkei; und Seibold

da unten, auch jenseits der Landkarte. Und Emilie! ich weis ja nicht einmal die Gegend, wo die jezt weinen mag. Sollte mir das nicht nahe gehen? Ich habe die Menschen lieb. — Sieh, dicht bei Sollingen müßte Moorberg liegen; mit einer Nadelspize würdest du beide Orte treffen können. So an einander! und doch kommt von daher mein ganzes Unglück, und mein eigner Bruder, meines Bruders Frau, meines Bruders Sohn sind Schuld daran. Sieh, Hannchen, und wenn ich nun bedenke, daß überall, wohin du hier mit der Nadel stichst, unglückliche Menschen sind, denen es wohl noch schlimmer geht, als mir; dann möcht ich gleich die Hände falten und den lieben Gott fragen: aber warum gibst du dem Bösen so viel Raum? Und je mehr ich grübele, desto trauriger werd' ich. Betrachte diese Landkarte recht, liebes Hannchen. Denke dir nun einmal in allen den Ländern das Gewimmel, von so vielen Tausenden, die hin und her laufen, sich quälen, einander Luft und Raum nicht gönnen; denke dir die Tausende, die weinen und seufzen, und wieder die Tausende, die dazwischen lachen und jubeliren, und die Tausende, die alle Augenblicke verschwinden, und die Tausende, die mit Angst und Weh geboren werden! Ach, bei einer Landkarte sieht man es recht deutlich, wie die Menschen sich untereinander quälen. Da wird die Erde ein Ameisenhaufen, wo jede Ameise rechts und links um sich beißt, ein Getümmel, ein ewiges Schlagen um ein Körnchen

das am Ende gar keiner bekommt. Mir ist recht weh, wenn ich daran denke, was uns noch begegnen kann, ehe wir sterben!"

„Mir nicht," rief der alte Hennig," der sich an die Landkarte gestellt hatte; mir nicht; eben, weil ich weiß, daß ich sterbe. Ja, müßte ich ewig leben unter dem Gewimmel, worin es mir freilich recht wohl gegangen ist, so könnte mir bange werden. Aber jezt denke ich, wie im Kriege, an den Frieden. Wenn's wieder aus den Winterquartieren hervorging in die Kugeln und Säbel, da schlug mir freilich wohl das Herz. Aber ich dachte, der Friede muß doch endlich einmal kommen; und er kam auch. Eben so ist es mit dem Leben, oder wohl besser; denn wir liegen die meiste Zeit im Winterquartiere, und wenn es auch einmal vorwärts ins Unglück geht, so wird doch gewiß endlich Friede. Der Tod kommt. Amen!"

„Und, lieber Fritz," sagte die Majorin; „es ist doch mehr Freude als Trauer in der Welt. Wer weiß auch, wozu am Ende die Noth, die von bösen Menschen erregt wird, gut ist. Kannst du das sagen?"

„Das kann ich," erwiederte Hennig. „Böse Menschen machen, daß die guten zusammenhalten, daß sie einander lieb gewinnen. Ich wollte nur sehen, wo die Liebe, auf

Erden seyn würde, wenn kein Haß da wäre! Da hatten wir einmal einen närrischen Menschen unter den Füsiliren, einen klugen Kopf, der oft so etwa Tiefsinniges sagte, und dabei immer lustig war. Bei der Kompagnie stand auch ein großer Kerl, der sich mit allen Kameraden maaß, und mit seiner Länge stolzirte, wie der Pfau mit seinem Schweife. Dem sagte der Kluge einmal: Narr, bilde dir nichts auf deine Länge ein, denn du bist nur darum groß, weil es kleine Menschen gibt. Ich verstand das nicht gleich; aber ich grübelte nach, was er wohl gemeint haben könnte; denn der sagte niemals etwas so in den Tag hinein. Endlich fand ichs und merkte auch, daß man das bei allen Dingen in der Welt sagen kann. Nachher, wenn ich so dachte, du bist doch eine ehrliche Seele, Hennig, ehrlicher als tausend Andere: da fiel mir immer der lustige, kluge Kerl wieder ein, und ich sagte: Narr, bilde dir nichts auf deine Ehrlichkeit ein; denn du bist nur durch die Spitzbuben unter den Menschen, ehrlich geworden. Und so ist es auch mit uns Allen. Wir wollten einmal sehen, ob wir Hennigen und die Andern so lieb hätten, wenn die in Moorberg sie nicht haßten. Nein, ich sage: Gott hat alles wohl gemacht. Der Acker muß mit Unrath gedüngt werden, wenn er gute Früchte tragen soll, und so müssen Schurken auf der Erde seyn, daß die Ehrlichkeit gedeihen kann.“

„Wahrhaftig Alter," sagte der Major: „du hast Recht, — Ach, lieber Gott," hob er wieder an, und nahm beschämt die Mütze ab: „das hat mir ein Mensch gesagt; was würdest du nicht sagen können, wenn du auf mein Murren antworten wolltest! . . . Und aus der Welt sind sie ja nicht; sie werden wohl einmal wiederkommen!"

So trösteten sich die guten Menschen in Sellingen unter einander. Der erste Strahl von Hoffnung für sie war die Nachricht, daß Selenberg sich verheirathet hätte. — „Seht ihr?" sagte der Major: „da ist ja Emilie schon frei! Aber nun muß ich doch einmal hinüber nach Moorberg, um den Feind zu rekognosciren."

So wie er dort vom Pferde gestiegen war, sagte er, und sah Mutter und Sohn wechselsweise mit funkelnden Augen an: „höre, Karl! Seibold ist fort, und auch Hennig und Emilie. Hast du die Hand im Spiele gehabt, wie ich glaube, so . . Du lachst jezt ins Fäustchen; aber einer von den Dreien muß doch einmal wieder zum Vorschein kommen. Ich bin noch keines Menschen Teufel gewesen; doch bist du Schuld daran, so sey dir Gott gnädig! Da hast du Teutsch meine Meinung. — Selenberg hat sich verheirathet. Wo ist Emilie?"

Karl gerieth in Verlegenheit! indeß blieb er dabei, daß er von dem allem nichts wisse. „Was mir bekannt ist

fuhr er fort, will ich Ihnen sagen, Hennig hat einen Liebeshandel mit einem Mädchen gehabt. Beide sind verschwunden. Vielleicht ist er ihr nachgelaufen. Von Seibold und Emilien weiß ich gar nichts. Ich habe immer geglaubt, Sie wüßten Emiliens Anfenthalt. Ist sie entführt, so müßte, dächte ich, Seibold weit eher in Verdacht kommen, als ich.

Karl sagte das Alles in dem ehrlichsten Tone. Der Major blickte einige Augenblicke zu Boden, nnd dachte, sollte Emilie wohl mit Seibolden durchgegangen seyn? Aber bald sagte er: „es ist eine Spitzbüberei; und nimm mir's nicht übel, die traue ich dir eher zu, als Seibolden. Nun, es wird sich ausweisen. Aber dann Gnade Gott dem, der Schuld daran ist!"

Karl hielt es jezt mehr als je für rathsam, Emilien zu lassen, wo sie war, und empfahl den Leuten auf Selenbergs Gute noch einmal, ihr alles Briefschreiben und die Flucht unmöglich zu machen. Jezt traf er auch ernstliche Anstalten seine Wünsche bei der Gräfin Louise zu erreichen. Er ritt oder fuhr alle Tage nach Nansleben; aber, so sehr anch das Fräulein und der Vater ihn unterstüzten, so gelang es ihm doch nicht, Louisens Neigung zu gewinnen. Auch diesmal hatte er sich wieder verrechnet. Er bauete seine Hoffnungen auf Hennigs Abwesenheit, und eben diese Abwesenheit zerstörte sie. Louise

schloß sehr richtig; er ist aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen; also kann er nicht aufgehört haben mich zu lieben. Zwar hatte sie Hennigs unglückliches Billet an Julien noch uicht vergessen; aber seine Verzweiflung und seine jezige Gefahr sprachen lauter zu ihrem Herzen. Es muß anders seyn, glaubte sie; ich habe mich gewiß geirrt. Und so wies sie alle Versuche des Kammerjunkers, alle Sticheleien ihrer Cousine, alle Vorstellungen ihres Vaters entschlossen zurück.

Hennig that so viel für sie; sollte sie gar nichts für ihn thun? Sie sagte ihrem Vater, dem Fräulein, und Karln: »ich werde nie einem andern Manne die Hand geben, als dem, der jezt« ... — bei diesen Worten rannen Thränen aus ihren Augen — »der jezt vielleicht blutig auf dem Schlachtfelde liegt und über meine Härte und Grausamkeit klagt.« — Der Kammerjunker lächelte, schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln, und schwieg. Louise drang in ihn, zu sagen, was er wüßte. — „Es ist mein Bruder!' sagte Karl, und wendete sich ab, „ich muß also schweigen." Durch Louisens dringendes Verlangen ließ er sich endlich bewegen, zu reden. „Sie glauben" hob er an, mein Bruder ist aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen. Ich begreife in der That nicht, wie er es anfängt, seine Maske so sicher zu tragen, daß auch Sie nichts sehen!" — Louise

blickte ihn unwillig an; sie kannte ja den Verleumder schon. — Er fuhr fort: „ich weiß nicht, wie genau sie von seinem Liebeshandel mit einer gewissen Julie unterichtet sind. Das Mädchen verschwindet, einige Tage nachher mein Bruder: und …“

„Das war ein Zufall, Herr von Halden; ich weiß das nur zu genau. Daran war ich Schuld.“

„Sie, meine Gnädige?“ — Und nun schüttelte der Kammerjunker wieder vielbedeutend und lächelnd der Kopf. Louise gerieth in neue Angst und er mußte fortfehren. „Wie er sie überredet haben kann, er sey um Ihretwillen gegen die Türken gegangen, das weis ich nicht: aber daß er gerade damals, als Sie in der Residenz waren, mit dem Mädchen Billete wechselte, daß er drei Meilen weit von der Residenz eine Geliebte mit einer Chaise fand, und von da in ihrer Gesellschaft weiter reiste: das weis ich, weil ich es gesehen habe.“

„Gesehen?“ fragte Louise: „gesehen?“ — Das Blut drang schnell in ihre Wangen. — „Mit dem Mädchen gesehen?“ — Ihr Auge funkelte von Zorn, und sie rief mit großem Abscheu: „o Bösewicht! Bösewicht!“ Sie sah dabei Karln an, der sehr verlegen wurde, weil er das Wort „Bösewicht“ auch auf sich beziehen konnte. „Meinen Sie,“

fragte er „daß ich verleumde?" Diese Frage machte, daß ihr Herz noch zögerte, ehe es das letzte Urtheil über den Geliebten aussprach. Sie warf einen durchdringenden Blick auf Karln, und sagte dann mit anscheinender Ruhe: „Herr von Halden. Sie behaupten das von Ihrem Bruder! Ich sehe Sie nicht eher wieder, als bis Sie mir ganz augenscheinlich beweisen, daß es so ist." Sie wendete sich ab, und Karl rief ihr nach: „nichts ist leichter als dieser Beweis, wenn Sie mir nur Zeit lassen." Louise schwankte, als sie das hörte, und dachte, jezt schon so gut wie überzeugt, o, der Bösewicht!

Karl war gerade bei dieser Unterredung auf ein Mittel gefallen, wie er die Untreue seines Bruders beweisen könnte. Er schrieb Julien, und schickte ihr ein von ihm aufgesetztes Billet an Hennig mit, daß sie abschreiben sollte. Es war ein Meisterstück von Bosheit. Julie bedauerte darin die Gräfin Louise, pries sich aber glücklich, daß sie endlich über Hennigs Liebe zu ihr gesiegt habe, und bestimmte ihm einen Ort, wo er sie mit einer Chaise antreffen sollte. Karl hatte zu gleicher Zeit bei Julien angefragt: ob die Tischlerfrau wohl noch etwas Geschriebenes von ihr hätte. Es würde ihm sehr lieb seyn, setzte er hinzu; denn, wenn Louise etwa zweifelhaft wäre, so könnte sie doch die Handschriften vergleichen.

Julie schickte nach einigen Posttagen eine Abschrift des Billets, und versicherte dabei: in dem Hause des Tischlers müßte noch viel Beschriebenes von ihrer Hand seyn, Arien und dergleichen. Karl ging nun zu Louisen, und sagte: „ich wollte, es hätte sonst Jemand Ihnen dieses Billet zu bringen, und nicht ich. Es ist mein Bruder, den ich damit anklage. Aber, gnädige Gräfin, ich würde dasselbe thun, wenn Sie mir auch ganz fremd wären. Sie sind auf eine boshafte Weise betrogen. Lesen Sie!"

Louise nahm das Blatt, wendete sich ab, las und fragte dann: „wie sind Sie denn zu dem Billet gekommen? — „Auf eine sehr natürliche Art. Ich reiste nach der Residenz, und ging sogleich zu meinem Bruder. Es war etwa zehn oder zwölf Stunden vor seiner schnellen Abreise. Er hatte sich schon mit Einpacken beschäftigt, und die Thür stand offen. Ich sah, daß er mit funkelnden Augen ein Papier las. Als er mich erblickte, warf er es, vielleicht um es vor mir zu verbergen, auf die Kommode im Zimmer. Es flog darüber weg, und fiel hinter sie. Ich blieb bei ihm, bis er ging; denn sein Einpacken hatte mir, ich weiß nicht welchen, Argwohn beigebracht, besonders, da er das Billet vor mir zu verbergen suchte. Am folgenden Morgen wollte ich wieder zu ihm; aber er war schon fort. Jezt fiel mir das Billet wieder ein, das er gestern sehr

ängstlich gesucht hatte, ob er gleich etwas Anderes zu vermissen vorgab. Ich fand es richtig noch hinter der Kommode. Nun ritt ich in der größten Eil nach dem Orte, der zum Rendezvous bestimmt war. Als ich dahin kam, hatte er sich eben mit einem sehr hübschen Mädchen in eine Chaise gesetzt. Ich wollte mit ihm sprechen; aber er fuhr weg, und kam mir bald aus den Augen."

„Und dieses Billet hat die Julie geschrieben?" fragte Louise mit zitternder Stimme.

„Der Name steht darunter. Freilich den Beweis, daß es wirklich von dieser Julie ist, kann ich Ihnen nicht geben. Ich kenne sie nur aus dem Gerüchte. Aber mich dünkt, es müßte wohl herauszubringen seyn, ob dieß Billet von ihrer Hand ist, wenn man sich darum bemühen wollte."

„Wozu das? Warum sollte ich Ihnen nicht glauben?" sagte Louise mit einem schnell hervorbrechenden Lächeln. „Ich danke Ihnen, Herr von Halden, ich danke Ihnen. Lassen Sie mir nur Zeit; dann sollen Sie weiter von mir hören." Sie konnte kaum diese Worte hervorbringen, so gedrückt war ihr Herz.

Noch immer hatte sie die Hoffnung, das Billet könnte falsch, und Halden ein elender Verleumder seyn. Sie wollte

Gewißheit haben, und bat ihren Vater um Erlaubniß, auf ein Paar Tage mit der Cousine nach der Residenz reisen zu dürfen. Kaum war sie dort angekommen, so ging sie ganz allein zu der Frau des Tischlers, bei dem Julie gewohnt hatte, und fragte: „ob nicht noch etwas Geschriebenes von der Mamsel da wäre.“ „Nicht ein Buchstabe,“ antwortete die Frau bestürzt. „O ja, Mutter;“ sagte ein Knabe; „sie hat mir recht viele von den Liedern aufgeschrieben, die sie immer saug. Ich will sie holen.“ — Louise griff mit Hast darnach' erkannte sogleich Juliens Hand, und wurde bleich. Das Verbrechen war also begangen! Sie gab dem Knaben etwas für die Lieder, steckte sie ein, schwankte nach dem Wirthshause, und bestand darauf, daß sie so gleich wieder nach Ransleben wollte. Die Cousine schalt über diesen seltsamen Eigensinn; aber sie richtete damit nichts aus.

Unterweges sprach Louise beinahe kein Wort. Die heftigsten Leidenschaften, gekränkter Stolz, Scham, Zorn' Haß, alles mit bitterm Schmerz vermischt, tobten ohne Unterlaß in ihrer Seele; and so kam sie zu Hause an. Als ihr Vater seine Verwunderung über ihre schnelle Rückkehr äußerte, lächelte sie wehmüthig, klagte, daß ihr nicht wohl wäre, und ging bald auf ihr Zimmer. Jezt erhob die Liebe sich noch einmal in ihrem Herzen. Suschen drängte

sich in ihr Vertrauen, und erklärte Hennigen sogleich für unschuldig. Louise schlug Juliens Billet auseinander, legte die Lieder darneben und fragte: „ist das seine Hand?" — Suschen mußte das bejahen. — „Nun denn," sagte Louise schmerzlich, faßte die Papiere, und zerriß sie mit Heftigkeit: „nun denn, so ist alles zerrissen! Der elende verächtliche Mensch! Ich rathe dir, nenne mir seinen Namen nicht wieder!"

„Ach, liebe Gräfin Louise," sagte Suschen bittend: „wie kann denn Halden mit seinen treuen, ehrlichen Augen ein solcher abscheulicher Mensch seyn! Sie thun ihm Unrecht! Darauf wollte ich sterben. Seine blasse Farbe! Besinnen Sie sich doch nur, liebste gnädige Gräfin. Betrogen hat er Sie nicht; er ist gewiß ehrlich. Er kann dem Mädchen da in dem Tischlerhause einmal zu tief ins Auge gesehen haben; aber betrogen hat er Sie nicht, das will ich wohl vor Gott behaupten."

Louise war aufs neue unwillig geworden, als Suschen gesagt hatte: „er kann dem Mädchen einmal zu tief ins Auge gesehen haben." Sie ging aus dem Zimmer, weil Suschen, troz ihrem Befehle, nicht aufhörte, den Ungetreuen zu vertheidigen und zu loben.

Als ihr Vater das erstemal wieder von ihrer Verheirathung anfing, sagte sie ihm sehr kalt: „werden Sie mir

nicht erlauben, unverheirathet zu bleiben?" — „Nein," gab er ihr zur Antwort. „Ich werde dich nicht zwingen, einen Mann zu nehmen, den du nicht haben willst; aber heirathen mußt du."

Das Fräulein fing sogleich an, eine Lobrede auf Karln zu halten. „Ich bitte Sie," sagte Louise: „schweigen Sie davon, Cousine! Muß ich heirathen, mein Vater, so befehlen Sie, wem ich meine Hand geben soll. Es ist mir sehr gleichgültig, wer es seyn mag."

„Also der älteste Halden — was sagst du zu dem, Louise? Er ist . . ."

„Was er ist, mein Vater, das mag sein Gewissen beurtheilen. Sie wollen es, und ich bin bereit. — Kündigen Sie es ihm an, Cousine," sezte sie kalt hinzu; „so haben Sie auch etwas bei der Sache zu thun."

Das Fräulein ging sogleich auf ihr Zimmer, und gab der Kammerherrin Nachricht von diesem Auftritte. Schon am folgenden Tage war die Familie von Moorberg in Mansleben. Die Mutter machte noch einmal feierlich den Antrag, und der Graf hatte nichts dagegen. Karl warf sich vor Louisen auf ein Knie. Sie sagte, heimlich erbittert und mit kalter Verzweiflung: „stehen Sie auf, Herr von Hal-

den! Es bedarf dieser Romanen-Spielerei nicht. Mein Vater will, und ich muß." Karl stand langsam auf, faßte Louisens Hand, drückte sie an seinen Mund, und sagte: „o theure Gräfin, Sie machen mich durch dieses Wort zu dem glücklichsten aller Menschen! So hat denn endlich meine Liebe Sie gerührt; so hat denn . . ."

„Ich bitte Sie, Herr von Halden, hören Sie auf! Mein Mein Vater bewilligt Ihnen meine Hand; und hier ist sie. Untersuchen Sie nicht weiter, warum ich sie Ihnen gebe."

Jezt mischten die Aeltern sich hinein. Louise blieb kalt; doch als sie nun Karln die Hand hinreichen sollte, da zuckte noch einmal die Liebe bebend und schmerzend durch ihr ganzes Wesen. Sie wurde bleich, und zögerte; eine geheime Stimme rief ihr zu: er ist unschuldig! Hennig stand vor ihrer Fantasie, bittend, bleich wie sie ihn den Abend, als er von ihr Abschied nahm, gesehen hatte. Sie schwankte einen Schritt zurück. Aber jezt sah sie ihn in der Chaise bei Julien, in Juliens Armen. Sie trat muthig vor, und reichte mit abgewendetem Gesichte ihre Hand hin. Karl steckte einen Ring an ihren Finger. Jezt erinnerte sich Louise an die glückliche Zeit ihrer entstehenden Liebe, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Ach, sagte sie jammernd, „ich drückte ihm den Ring auf das falsche Herz!"

Das Fräulein zog einen Ring vom Finger, und gab ihn Louisen. „Hier, Herr von Haldeu!" sagte Louise, ohne den Ring anzufassen. — „Soll ich ihn nicht von Ihrer Hand bekommen?" fragte Karl. Louise gab ihm den Ring mit spizen Fingern, wurde immer bleicher, sank ihrem Vater in die Arme, und mußte weggebracht werden. Karl drang darauf, daß die feierliche Verlobung in Kurzem seyn sollte, weil ihm daran gelegen war, sich seine Rechte sobald als möglich zu sichern. Louise suchte jezt Trost bei Suschen; aber sie las in dem Gesichte des Mädchens nichts als Vorwürfe, und konnte kein Wort aus ihr bringen. Schon von dem Augenblicke der Verlobung an fühlte sie, daß sie zu rasch gewesen war, und sich unglücklich gemacht hatte. Ihr Zorn legte sich; denn wie konnte sie länger mit dem Jünglinge zürnen, von dem sie nun auf ewig getrennt blieb, an den sie keine Forderungen mehr machen durfte! Und nun erhob die Liebe sich desto mächtiger in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie demnach mit dem geliebten Jünglinge glücklich gewesen seyn würde, wenn er nur in ihre Arme zurückgekehrt wäre; und sie bejammerte das Glück, das sie selbst vernichtet hatte.

„Louisens Verlobung blieb nicht lange ein Geheimniß. Hols der Teufel, sagte der Koch und nahm den Förster von Sollingen bei der Hand: „euer junger Herr ist um

unsre Gräfin herum, und das Creme-Gesicht, der älteste, bekommt sie. Beredet haben sie das junge Ding; denn ich will mich zu einer Pastete hacken lassen, wenn sie nicht einen Instinkt gegen den ältesten hatte. Der Jäger munkelt zwar allerlei von einer Untreue und von Briefen; aber ich glaube nicht so viel davon. Dem jungen Herrn sitzt das Herz auf dem rechten Flecke. Da zieht er gegen die Christenfeinde, und will sich etwas versuchen, oder wie es sonst seyn mag; und da haben sie unserer kleinen Gräfin vorgelogen, er liefe vor ihr. Ich habe ihr auch Teutsch herausgesagt, daß der älteste ein Eierkuchen ist, und der jüngste ein Hirschbraten. Und die Thränen liefen ihr aus den Augen. Sie winkte mir, ich sollte schweigen, und konnte nicht ein Wort hervorbringen; so bestorben war ihr das Herz. Aber hols der Teufel! es ist zu spät. Wo steckt deun Euer junger Herr? Laß doch den Major an ihn schreiben, daß er kommt. Sobald er da ist, haben wir gewonnen. Alle Leute im Hause bedauern die kleine Gräfin, und speien Feuer und Flamme. Aber was hilft's? Der alte Drache von Fräulein ist Schuld. Und das habe ich geschworen: am Hochzeittage lasse ich alle Schüsseln anbrennen; nicht Einen guten Bissen sollen sie haben. Das arme liebe Mädchen!"

So kam die Nachricht zu dem Major. „Hört nur, Kinder! O, der arme Junge!" sagte er mit leiser, weh-

müthiger Stimme, und schrieb Hennigs Namen mit dem Finger auf den Tisch. „Ich bitte Euch, tröstet mich nicht. Laßt es gut seyn, Hannchen! Laß nur, Alter; laß nur! Sie haben uns unter, wie ich es prophezeihete; ich will euch sagen," fuhr er nach einer kleinen Weile lebhaft fort, „wie alles kommen wird. Sie heirathet den kalten Schurken, der nur ihr Geld haben will. Dann kommt der arme Junge wieder, und setzt sich hin, und grämt sich zu Tode, und mich und euch Alle dazu. Großer Gott! Und Seibold, der bleibt, daß werdet ihr erleben! Dann kommt Emilie wieder und hört und sieht. Ach, Kinder, ich wollte ich wäre tod! Da hörte doch der liebe Gott wohl auf mein Bitten, und lenkte Alles zum Besten."

So klagte der Major; und seine Frau wußte ihn nicht aufzurichten. Der alte Hennig selbst war bestürzt, und wischte sich die Augen. „Wenn wir nur Nachricht von ihm hätten!" sagte er: „ja, ich wollte bis in die Türkei reiten, und zu ihm sagen: Hennig, dein Onkel grämt sich; deine liebe Gräfin Louise heirathet. Er sollte wohl kommen! Und wenn ich nur schreiben könnte! ich würde der Gräfin einen Brief schreiben, den sie nicht ans Fenster stecken sollte!"

Diese Vorstellung fiel dem Major auf. Er ritt ohne Begleitung nach Ransleben, und ließ sich bei Louisen, die

gerade allein zu Hause war, anmelden. Sie verbat seinen Besuch mit der Entschuldigung, daß ihr nicht wohl wäre. Der Major, den sein Gram jezt furchtsam machte, wendete sich schon wieder um, und wollte gehen; aber da sagte Suschen: „zu bedeuten hat die Krankheit nichts, Herr Oberstwachtmeister, und wenn ich wäre wie Sie, so . . .‘ Sie sah und zeigte auf die Thür. Der Major nickte freilich mit dem Kopfe, pochte an und ging in das Zimmer.

Der Schluß folgt im achten Bändchen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 2,1

München [u.a.] (1828)

P.o.germ. 119-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105631-1